

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

100

JAHRGANG 1936
MÄRZHEFT
PREIS 20PFENNIG

Der Inhalt

	Seite
Das unbekannte Heer	1
Als die Männer im Graben lagen	2
Vom Glauben der Gemeinschaft	4
Auf der Strecke Köln-Gladbach	4
Als Landärztin Tag und Nacht unterwegs . .	5
Als deutsche Schwester in Sibirien	6
Deutsche Kraft in Fesseln	7
Daß mein Volk bestehet	10
Mädel am Werk	12
Die Jugend der Welt in Garmisch	14
Märzarbeit	17
Mädel im Landjahr	18
Von deutscher Bauernnot	20
Der Hof	21
Der Ruf der Heimat	22
Jungmädel erzählen	24
Frühjahrsarbeit im JM-Heim	26
Wir schaffen es	27
Lied: Chor der Mütter	29
Ringendes Deutschland	30
Streiflichter	30
Unsere Bücher	32

Vaterländischer Hilfsdienst.

Aufforderung des Kriegsamtes zur freiwilligen meldung gem. § 7, Abs. 2 d. Gesetz für den Vaterländischen Hilfsdienst



Ges. Schmied

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.
Das unbekannte Heer
Die deutsche Frau
in der Kriegswirtschaft
Berlin

Zum Dienst in der Rüstungsindustrie ruft
Ruf darf keine leise Aufnahme finden. Wir sollten
millonen gegenüberstehen können, die
sind studie nicht für sie ist un J von
• 4% we zu Vi. • uns haben zu wiederholen
Sie versichert, daß sie dem Vaterlande
werden. Wenn du nicht die ist wie wird man
nicht nicht nachkommen, ist zweitens
nd schadet.

Das unbekannte Heer

Wenn sich in Kürze zum erstenmal der Tag jährt, an dem der Führer dem deutschen Volke die Allgemeine Wehrpflicht wiedergab, so werden wir nicht nur an die ungeheure Ausbauarbeit denken, die in den letzten Monaten in Deutschland geleistet wurde, sondern ebenso eindringlich wird vor uns das Geschehen des Großen Krieges stehen. Vier lange Jahre hindurch hat das Heldengraue Heer gegen 26 Nationen gekämpft, vier lange Jahre hat das unbekannte Heer in der Heimat Tag für Tag und Nacht für Nacht erneut geschafft und ausgeharrt, trotz aller Rüte und Sorgen, trotz der ständig neu zermürbenden Anforderungen.

So gilt in diesen Tagen unser Dank nicht nur dem deutschen Soldaten des Großen Krieges, sondern ebenso stark den deutschen Frauen jener Zeit. Ohne Vorbereitung, ohne klare organisatorische Zusammenfassung gingen sie hinein in diese größte seelische und körperliche Belastungsprobe aller Zeit. Von heute auf morgen waren alle gewohnten Ordnungen aufgehoben, mußten alle persönlichen Wünsche und Forderungen ausgeschaltet werden. Nicht mehr das Ich und das Du galt, sondern nur das Wir beherrschte den Tag, die Arbeit und das Leben. So fanden sich fern der Front Millionen zu einem neuen Heer zusammen, das nicht minder gläubig und aufopfernd zu kämpfen und sich einzusiegen hatte.

Ein unbekanntes Heer war es, denn die größten und schwersten Entscheidungen wurden Tag und Nacht in der Stille ausgetragen. In Fabriken und Kontoren, auf Feldern und Acker, in allen Arbeitsstätten der Männer standen Millionen unbekannter Frauen und taten ihre Pflicht, legten Gesundheit, Familie und alles ein. Es war ein harter, zermürbendes, unendlich schweres Werk, das dennoch mit Einsatz aller Kraft gemeistert wurde. —

So stehen wir Mädel heute voller Ehrfurcht vor den Taten deutscher Frauen im Kriege. So begrüßen wir, daß vor kurzem über das unbekannte Heer der Heimat ein zusammenfassendes Buch erschien, ein Tatsachenbericht, der sich auf eigenes Erleben gründet und deshalb von solcher Eindringlichkeit ist. So begrüßen wir die Würdigung dieses unbekannten deutschen

Heeres, wie sie vor kurzem Generalleutnant von Melsch in tückhaltiger Offenheit aussprach:

— „Um so lauter muß gesagt werden, daß das Heldenlied der deutschen unbekannten Soldatenfrau des Weltkrieges noch nicht gedichtet und gesungen worden ist. Sie war, gleichviel, ob selbstlos handelnd oder wortlos duldsend, für die Fronten eine Quelle von ungeheuerter Kraft. Auch sie, die deutsche Frau, hat als Gesamtheit ein riesiges Opfer an Leben, Gesundheit, Frau-lichem Glück und aufreibenden Sorgen gebracht. Niemand darf mit Recht sagen — wie es oft geschieht — daß die „deutsche Frau“ nicht unweentlich zur Vermüllung der Fronten beige tragen habe. Man prüfe lieber nach, ob es nicht weibliche Männer waren, die bei an sich nur allzu begreiflichen weiblichen Klagen erlagen! Und man vergesse nicht, wieviel beschwiegene müterliche Seelenstärke und nie besiegte Frau liche Lebenskraft dem lärmend breitgetretenen Uebel welcherlicher Briefschreiberin gegenübergestanden hat!“

Das geknitterte Haussütterchen, die um frische Kinder daheim geängstigte „Schlange-Sieherin“, die Nachrichtenlosigkeit durch Monate hindurch, mühsam gesammelte, oft kaum bearbeitete Liebesgaben, durchwachte Nächte, durchqualte Tage, durchhungerte Jahre, durchbrochene Hoffnungen, und vielleicht alle Arten von Herzenschäden und Seelenzweifel, die in einem gepeinigten Innern austrommen können — dies alles hat mehr eisartige Betrachtung als dankende Sänger gefunden, und das ist eigentlich eine deutsche Schwäche, die wir noch gutzumachen haben.

Es gibt auch eine „endlose Straße“ der deutschen Frau! Über über die Bühne gespannt worden ist sie nicht. Es gibt „Brüder gesesselner Studenten“. Über von den Brüdern aufrecht gehielbener Mütter berichtet kein Buch. Die Welt erschüttert ehrfürchtig einmal im Jahre vor dem „Unbekannten Soldaten“. Muß dieses dankbar bewundernde Schweigen nicht auch der unbekannten Soldatenfrau gelten? Schon vor acht Jahren habe ich geschrieben, daß ein deutsches Weltkriegsdenkmal, das nicht auch von der deutschen Frau redet, eine Halskette sei. Da bisher auch die Sprüche ohne Stein und Bronze schien, ist eine Schlechtigkeit daraus geworden. Sie ist weit ernster einzuschätzen, als man im allgemeinen glaubt, weil uns eine unzulängliche Ehrung der im Kriege bewährten Frau unwägbarer kultureller Friedenswerte beraubt.“

Als die Männer im Graben lagen

Um Tage vor seinem Urlaubsende fragte mich Franz nach der Kiste mit seinen alten Spielsachen. Sie stand auf dem Boden, und Peter ging mit, sie ihm zu zeigen. Sie blieben eine ganze Weile oben und hatten, als sie zurückkamen, die Arme voll. Es war für Claus und für Peter was dabei, und dann noch ein kleines Bauerngehöft: Wohnhaus und Stallungen und dazu angrenzendes Weideland mit allerlei Getier.

Dieser Bauernhof stand Raum in einer kleinen Kappschachtel, die Franz sich mit in den Tornister packte. Und dann sagte er: „Ich weiß ja nicht, ob ich noch wieder in mein altes Quartier zurückkomme. Aber vielleicht doch. Da ist nämlich ein Junge von acht Jahren. Und es geht doch auf Weihnachten.“

Ich dachte: Das erzählt er nun so nebenbei und meine Mutter fragte: „Wie leben denn die Leute da in Frankreich?“ — „Na, die wissen, was Krieg ist“, sagte Franz. — „Was Krieg ist!“ antwortete ihm meine Mutter, „das wissen wir auch.“

„Sicher, das willt ihr auch. Aber der Krieg im Land, das ist doch wohl noch was anderes.“ Und nach einem Augenblick fügte Franz hinzu: „Wenn wir das ganze Elend der Menschen dort so sehen, denken wir immer mit einem sehr glücklichen Gefühl an unsere heil gebliebene Heimat!“

Am andern Tag machte er weg. Es kamen für uns die letzten Minuten allein in der Wohnung. Franz sagte mit einem vollen Blick auf unser schlafendes Kind: „Doch ihm bloß nichts passiert!“ Und ich wußte, was er meinte. Ich sagte: „Ihm passiert schon nichts, Franz. Ich geh' dem Arzt nicht von der Stelle. Er wird immer wieder was verziehen müssen! Unser Kind — das will ich schon durchkriegen!“ Franz nickte und sah sich gebannten verloren in der Kermischheit des Zimmers um, ehe er dann sagte: „Na, nun wird's auch Zeit für mich!“ Und darin lag: „Es ist zum Verküpfen!“ Aber lag uns ver-

nüftig sein! Läßt uns hier noch eine Umarmung schmecken und einen Kuß, den auf dem Bahnhof nochher — — —“

Auf dem Bahnhof war ein großes Gedränge. Den ganzen Urlauberzug entlang standen die Frauen mit ihren Kindern dicht bei dicht. Auch Frauen allein wie ich. Die größeren Kinder hatten bedrückte Gesichter, während die kleineren neugierig um sich schaften. Wir Frauen aber versuchten, unsere Gedanken hinter ruhigen Gesichtern zu verborgen. Einige auch weinten. An den Zugfenstern waren die Gesichter unserer Männer. Franz antwortete lachend auf den Witz eines Kameraden, und wir lachten mit.

Dieses Lachen: es platzte auf wie ein schon verlöschendes Feuer, in das zufällig ein kurzer Windstoß trifft und das dann doch gleich wieder fliebt, weil es keine Nahrung mehr hat. Wir alle waren sofort wieder ernst. Ich brachte es fertig, die aufsteigenden Tränen aus den Augen wegzuhalten; und ich war sehr froh, daß es mir gelüftet. Nur als die Wagen dann langsam anruckten und sich in Bewegung setzten, fühlte ich deutlich, wie mit dem Blut ein wenig aus dem Gesicht wegging, doch stand Franz trotzdem alles darin, was gut für ihn war, wenn es auch sicher alt und grau wurde, als er mich nicht mehr lieben könnte. Sieht auch sieben mir die Tränen wie gefärbtes Wasser über das Gesicht.

Und nicht mit allein. Wie eine große Trauergemeinde standen wir da und winkten und winkten und verließen dann langsam die Bahnhofshalle. Wir waren wie eine große Familie, die den gleichen Schmerz zu tragen hat. Jede von uns konnte mit jeder ohne das geringste Fremdgefühl sprechen.

Neben mir ging eine nicht mehr junge Frau. Sie hielt ein Kind auf dem Arm und wischte sich mit ein paar verbenen Bewegungen die Augen wieder frei. Dann hatte sie genug zu tun, um ihre drei größeren Kinder zu trösten. „Er wollt sie ja alle mit hierher haben“, sagte sie wie entschuldigend zu mir. „Woza bloß?“ und sie war ein böhmen unwillig, weil die

Freuensarbeit im Weltkrieg — Eine Liebesgabenverteilung durch das Rote Kreuz



Aufnahme: Historisches Bildarchiv

Kinder immer noch weinten. Ich vergaß, ihr Antwort zu geben, weil ich an Franz dachte und an den anderen Abschied Den vor einem Jahre.

Als ich damals, in der Dunkelheit des Hotelzimmers zurückbleibend, seine schweren Schritte über die Treppe abwärts polternd hörte, war es mir gewesen, als läge mein Herz unter diesen schweren Stiefelsohlen und würde getreten, getreten! So hatte ich den Schmerz gespürt. Und ich dachte jetzt, wo es ruhiger in mir war als damals: Haben die Leidströme, die in diesen vielen Monaten mein Herz unaushörlich durchfluteten, es widerstandsfähiger gemacht? Oder gar unempfindlicher? Kann das Leben jetzt gefahrloser für mich jeden Sommer durch seine Bahnen leiten?

„Nein! Wohl war die Kraft meines Herzens gewachsen, aber in dem gleichen Maße auch hatte sich mein Gefühl für Franz verstärkt. Und wenn der Schmerz jetzt nicht tobte wie damals, wenn er verhaltener war und beherrlich wogend an einer Stelle saß, so lag der ganze Unterschied wohl nur darin, daß ich bei unserem ersten Abschied erst neunzehn Jahre alt und fast noch ein Kind gewesen war, inzwischen aber jenes Alter erreicht hatte . . .“

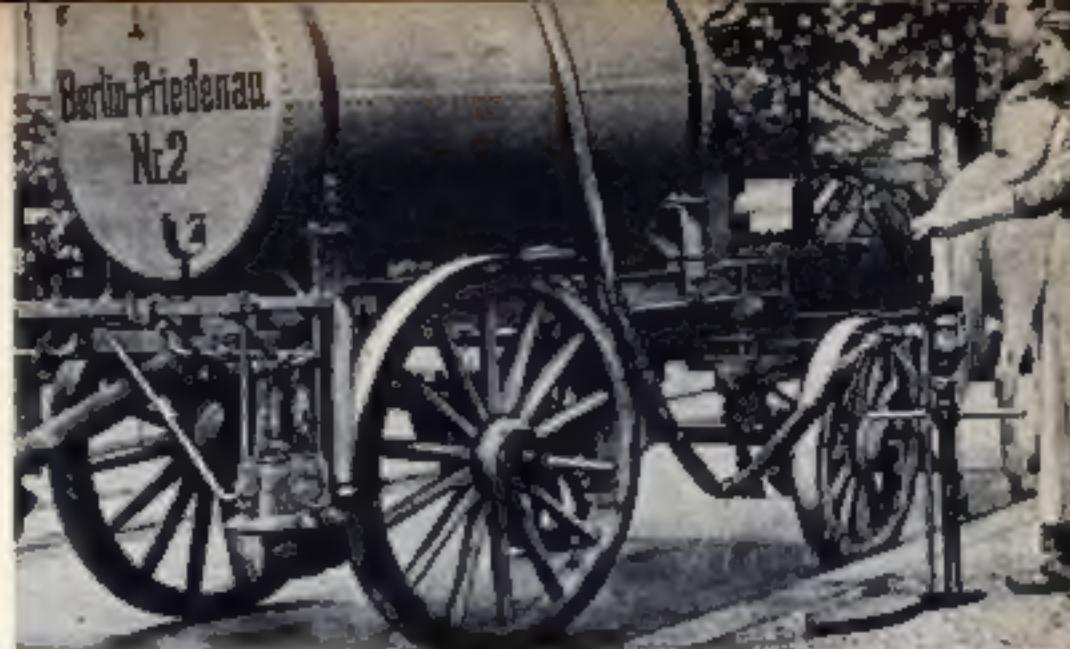
Ich sah wieder, wie die Frau mit den vier Kindern immer noch neben mir ging und sich immer noch plagen mußte, sie zu beruhigen. „Dat schull Bobber man weet'n!“ lagte sie Ihnen in leisem Vorwurf. Sie trug, wie ich schon sagte, ein Kind auf dem Arm und hatte nur eine Hand frei für das Rücksitzen. So nahm ich ihr die anderen beiden ab, und sie überließen mir auch willig ihre Hand. Trotzdem beruhigten sie sich nur langsam, hatten dann aber Ablenkung dadurch, daß eine Abteilung Soldaten, wohl der älteste Jahrgang, mit Schmetterlader Waffe an uns vorüberzog. Auch zum Bahnhof hin. Auch für die Front.

Und während die Kinder nun vergnügt die Beinchen warfen im Marktstaat der Lust, so gab es uns nur einen neuen Stoß, gegen den wir uns wehrten mit Gelächter von der Zubereitung verschiedener Speisen. Ich erschreckte ein ganz neues Kochrezept. Die Frau gab mir den Rat: „Wenn Sie mal Gerstenkaffee kochen, dann ist es durch das Überbrühen mit kochendem Wasser noch lange nicht ausgenuhrt. Man muß den Kaffeesatz trocknen und läßt ihn dann am besten einige Zeit an der Luft stehen, weil er dadurch den Geschmack vom Brennen etwas verliert. Bei einer genügenden Menge kocht man dann den Saß mit Zwiebeln gut durch und röhrt die Suppe etwas an.“

„Das ist ein ganz nahrhaftes Essen“, lagte sie sehr lebhaft. „Und was ich Ihnen noch raten kann — ich muß nämlich gleich ablegen —, schälen Sie die Kartoffeln immer einen Tag vorher. Dann nehmen Sie sie vor dem Kochen einzeln seife aus dem Wasser und lassen das Wasser noch wieder stehen, gleichen es nach einer Zeit, vielleicht nach zwei Stunden, ganz vorsichtig ab. Dann haben Sie einen Bodensatz, den Sie gut trocknen lassen müssen. Wenn Sie das jeden Tag so machen, haben Sie in einer Woche ungefähr eine halbe Tasse Kartoffelmehl auf diese Weise gewonnen.“

Die Kinder trabten neben uns her. Der Zug mit unseren Männern mochte eben hinter Horburg sein und zollte also schon durch hannoversches Land. Fern von uns. Wenn ich daran dachte, während wir sprachen, durchdrangte es mich, aber ich hörte gut auf die neuen Ratschläge für die Küche hin, die so wichtig für uns waren wie nichts anderes. —

Franz war weg, und Frau Sorgenfrei kam mit den Kindern zurück. Wie aus einem fremden Land kamen sie. So braungebrannt und so gesund. Sie schüttelte bestürmt den Kopf, als sie mich sah und lagte: „Nächsten Sommer kommen Sie aber mit aufs Land!“ Nächsten Sommer! Jetzt hatten wir Herbst, und nicht ohne Furcht dachten wir an den Winter, denn vom Frieden wurde nicht mehr gesprochen. Es war uns ganz so zumute, als würde der Krieg niemals ein Ende nehmen. „Nächsten Sommer“, lagte ich, „wer weiß, was dann ist! So weit wollen wir noch nicht vorausdenken!“



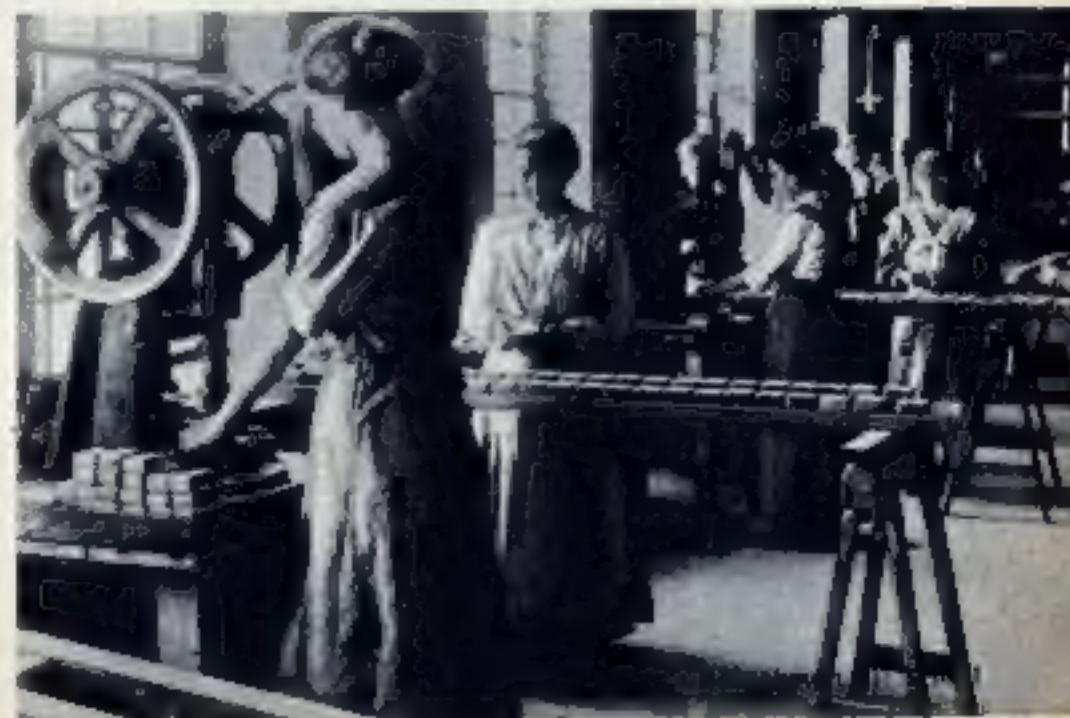
In harter Pflichterfüllung und stillschweigend leisteten die Frauen in der Heimat Männerarbeit



Trotz Hunger und Borgen forderte man in der Heimat von den Frauen äußersten Kräfteaufwand



Ungeachtet der häuslichen Pflichten leisteten die Frauen in den Fabriken notwendige Arbeit



Über ich mußte mich auslachen lassen, und sie sagte: „Eben noch haben Sie mir ganz stolz die kleine weiße Bettstelle gezeigt, die Ihr Mann aus Kästenholz gemacht hat! Sie sagen, bis zu seinem dritten Jahr wird der kleine darin liegen können! Mir scheint, das ist weiter noch vorausgerechnet!“ Und dann sagte sie: „Gut sieht Ihr Kind aus!“ — „Von der Butter aus Dithmarschen!“ sagte ich dankbar. Aber sie wehrte ab: „Dort ist nu noog von Kraft word'n!“

Das gute Aussehen meines Kindes hatte ich außerdem dem Arzt zu danken. Immer wieder gab er mir Brot und Milch extra für mein Kind. Die Wartezimmer der Ärzte waren in diese Zeit wie gepaßt voll. Da fanden sich alle ein mit ihren Neugeborenen und mit den unterernährten Großen. Und keine von ihnen sah stumm. Alle suchten sie Trost und Halt oneinander.

Sie kannten sich nicht, aber sie alle litten unter dem gleichen Alleinsein, unter der gleichen Ratlosigkeit, und sie trugen daran oft schwerer als an den anderen und größeren Röten des Krieges. Aber wenn man sie miteinander sprechen hörte, dann war im Wartezimmer ein Klang von so viel Kraft und Geduld, Zuversicht und reiner Bestimmung, daß die Menschen sich sehr wohl in dieser Lust zu stärken vermochten, wenn sie darum nachher auch nicht weniger im Elend sahen.

Sie und ihre Kinder. Sie alle: die Kleinen und die Treuen und die Kinderreichen, die ihr ganzes Leben hindurch nicht auf den ersehnten grünen Zweig zu kommen wissen oder, eben darauf stehend, schon wieder heruntergeholt werden. Sie alle waren bettelarm und doch zugleich so hilfsbereit untereinander, wie es in dem Maße nur arme Leute sind. Sie gehörten alle zu den verläßtesten Einfältigen, die sich treten lassen, ohne je wieder zu treten, und die niemals den Ehrengang haben, in dem glanzvollen Bau einer Nation die blauen Steine und die geschliffenen Pietre abzugeben, sondern die sich damit begnügen, der simple Mörtel zu sein, den man kaum sieht, und ohne den der ganze Bau doch zusammenfallen möchte wie ein Kartonhaus im stärksten Wind.

Aber wer nicht mit diesen Menschen gelebt, mit ihnen auch gelitten hat, der weiß nichts von ihnen. Unter dem Hunger sind sie damals zu Hunderttausenden umgefallen wie Blätter in den ersten kalten Tagen des Septembers. Mit knurrendem Magen haben sich die Mütter schlafen gelegt, um ihren Kindern nur mehr geben zu können, und doch bekamen sie nicht statt. Dann tauchten sie in den Wartezimmern der Ärzte auf und hielten ihnen ihre abgemagerten Kleinen hin oder die Neugeborenen, die schon unterernährt zur Welt kamen.

Als ich auch wieder einmal in den frühen Morgenstunden dem Arzt mein Kind brachte, sah er zuerst mehr mich an als das Kind und sagte: „Ich könnte auch Ihnen was verschreiben, lieber Herr!“ — „Mir, Herr Doktor?“ Und der Klang meiner Stimme mußte ihm meine ganze Freude verraten.

„Ja, so, wie Sie aussiehen!“ — „Etwas extra! Das wird mir dann schon gut tun, Herr Doktor!“ — „Ja aber — Sie müssen zu Hause bleiben! — Sie müssen ins Bett!“

„Krank schreiben lassen?“ — Der Arzt sah sehr ernst, und all meine Freude war sofort wieder erloschen: „Das kann ich nicht!“ — „Das sagen alle! Bis Sie wirklich liegen! Bis Sie gar nichts mehr können!“

„Ich bin gesund, Herr Doktor! Ich brauche nur besseres Essen. Sonst bin ich gesund!“ — „Und weil Sie gesund bleiben sollen, deshalb will ich, daß Sie sich hinlegen!“ sagte der Arzt mit vor Angst gerötetem Gesicht. Doch seine Stimme blieb gut und leise, als er weiter sprach: „Immerzu gebe ich den jungen Frauen den Rat, sich mal hinzulegen! Draußen gehen die Männer kaputt und hier die Frauen, wenn wir nicht auf sie aufpassen! Die Männer, die mal heil wieder zurückkommen, was finden die noch vor von ihren Frauen?“

„Vogelscheuchen, Herr Doktor“, sagte ich und mußte lachen. „Das hat mir mein Mann schon gesagt. Aber ich muß trotzdem arbeiten.“ — Durch ein Achselzucken bekundete der Arzt seine Ratlosigkeit und legte filigranigend einen Stempel auf den Zusatz-Lebensmittelschein für mein Kind.

Aus dem gleichnamigen Buch von Räte Reckien.

Der Zug ist lang

Der Zug ist lang. Und endlos unjet Wandern.
Da bleibt wohl mancher schlieglich taumelnd lieb'n.
Mag er es tun. Und mag er mit den andern
Sein Leben kosten. Wir, wir müssen geh'n.

Es ist das Schicksal, das uns vorwärts treibt,
Des Volkes Blut, das ehrne Gewissen,
Das mit dem Schwerte seinen Namen schreibt
Und eins nur kennt: Das harte Dienenmüssen.

So dienen wir und fühlen, unjet Hosen
Wirb einst zur stolzen Wirklichkeit.
Denn unser Wille reicht die Himmel oßen,
Und Deutschland glüht in Licht und Ewigkeit.

Da mag der Erdkreis rings im Donner zittern,
Wir schreiten aus, betusen und bestimmt.
Bis uns das Werk in Narenden Gewittern
Ein Gott dann segnend aus den Händen nimmt.

Aus: Vom Glauben der Gemeinschaft.

Auf der Strecke Köln—Gladbach

Ich hatte mich zum Bahndienst gemeldet, wurde zuerst zwei Jahre als Straßenbahnschaffnerin beschäftigt und dann — nach abgelegter Prüfung — dem Dienst auf der Vorortbahn zugewiesen. Als ich zum erstenmal auf der Lokomotive eines schweren, aus vier Bierachsenwagen bestehenden Zuges neben dem Lokomotivführer stand, um die Handhabung der Fahrerhütte zu lernen, da sahen es mir fast unmöglich, daß Frauenhände solch ein Ungetüm aus Stahl und Eisen handhaben könnten, und die Vorstellung, daß man nun verantwortlich sein würde für einen solchen vollbesetzten Zug, bei dem jeder Wagen 80 bis 100 Fahrgäste hätte, war atemberaubend. Aber wie hatten Mut und sehr viel guten Willen, und mit einer sorgfältigen Ausbildung wurde es geschafft!

Der Dienst war sehr abwechslungsreich, aber auch sehr verantwortungsvoll, besonders auf meiner Strecke Köln—G. Gladbach, die damals zum größten Teil eingleisig befahren wurde. Als Zugführerin hatte man die Verantwortung für den ganzen Zug, insbesondere für die Blockade, für pünktliches Einhalten der Kreuzungen und für die Verstärkungen, die nur auf Kosten der Betriebsicherheit auszuholen waren. Ein einziges Vergeßen oder Auferachtlassen noch so geringfügig schenkender Umstände konnte Verderben und Tod nicht nur für uns, sondern auch für die uns anvertrauten Fahrgäste bedeuten.

Besonders schwierig wurde der Dienst, wenn man eine eben erst ausgebildete, noch unsichere Führerin auf die Lokomotive bekam, die man bei den ersten Fahrten jeden Augenblick überwachen mußte. Ein besonderes Kapitel war auch das Wetter. Bei Nebel oder Regen wurden die Schienen glitschig, und es war dann nicht einfach, einem vollbesetzten Zug, der durch sein Eigengewicht einen starken Gegendruck auf die Bremsen ausübt, notfalls sofort anzuhalten.

Die meisten von uns Eisenbahnerinnen hatten mehrere Kinder, die sie — ohne Hilfe im Haushalt — neben ihrem täglichen Dienst auch noch verjagen mußten. Da ging es denn, wenn sie müde noch lange kamen, doch wieder an die Arbeit bis tief in die Nacht hinein, und der Mann im Felde mußte doch auch seine Briefe und Päckchen bekommen. Unser Tagwert dauerte oft sechzehn und mehr Stunden; aber nie habe ich eine der Frauen klagen hören. Und

mügte man in einer Nacht ein- oder auch zweimal in den Keller wegen Fliegergefahr, so ging es doch am anderen Morgen pünktlich um 4 Uhr 25 wieder mit dem Dienstwagen zum Bahnhof.

Die schlimmste Zeit brachte auch für uns Eisenbahnerinnen der deutsche Zusammenbruch, als die revolutionären Elemente zu uns auf die Lokomotive stiegen und uns vorhielden: „Wenn Ihr hier alles hinweist, ist der Krieg zu Ende“, und uns mit allen möglichen Drohungen gefügig machen wollten, oder als wir nach dem Revolutionstag statt unserer Truppen die Feindsoldaten fahren mußten, die sich oft genug übel benahmen.

Viele Frauen haben sich — wie auch ich selbst — in dem schweren Bahndienst ein ernstes körperliches Leiden zugezogen. Aber wenn uns das Vaterland noch einmal rufen sollte, so werden wir Frauen wieder ebenso freudig bereit sein, unsere Pflicht zu tun!

— Frau Jakob Schmitz.

Als Landarbeiterin Tag und Nacht unterwegs

Als ich am zweiten Mobilmachungstag im August 1914 aus der Stadt heimkehrte, von der aus mein Mann die Reise in seine bayrische Garnison angetreten hatte, begrüßte mich auf dem Bahnhof ein alter Bauer mit den Worten: „Morgen komm ich in Spreet und!“ Da wurde mir auf einmal die ungewöhnliche Verantwortung klar, die nun zu all dem Abschleiß- und Trennungsschmerz auf mir lag. Die Sorge für Gesundheit und Leben so vieler Menschen war jetzt allein in meine Hand gelegt, ich mußte Tag und Nacht bereit sein, nur für andere zu sorgen und zu denken. Würde ich die Kraft und Fähigkeit haben, diese Aufgabe zu bewältigen?

Die deutsche Bauersfrau war es, die mir beibrachte, daß unendlich viele deutsche Frauen in den Kriegszeiten ebensoviel und noch mehr Arbeit und Verantwortung auf sich nehmen mußten als ich.

Ich war noch nicht lange auf dem Land und hatte als Großstadtind wenig Ahnung davon, wie es dort zugeht.

Alles wurde ruhig und ohne Klage getragen, solange alle gesund waren. Schlimm wurde es aber, wenn die Kinder erkrankten oder gar die Frau selber, die doch den Mann ersehen mußte. Wie oft stand ich die erkrankten Kinder ganz allein zu Haus, im Bettchen oder auf einem Sofa am Fenster liegend! Mutter, Großeltern und Geschwister waren auf dem Feld zur Arbeit. Wie manche Serumspülung habe ich solch einem biphasierenden Kind gegeben, das halbe Tage lang ohne Pflege allein zu Hause bleiben mußte!

Wenn ich dann in meinem offenen Auto Tag und Nacht ohne Schutz gegen Sturm und Regen durch das Land fuhr — das Verbed mußte ich zur Gewichtsverringerung zwecks Brennstoffersparnis abschrauben —, dann kam ich mit manchmal doch heldenhafte und opferwillig vor. Aber als mein Stolz schwand, wenn ich auf den Feldern überall die alten und die jungen Frauen auf dem vom frühen Frost durchfrosten oder vom Herbstregen durchweichten Boden knien und von Furche zu Furche rutschten, um sorgfältig auch die leichten und kleinsten Kartoffel zusammenzusuchen. Wie leicht und bequem kam mir bei solchem Anblick meine eigene Arbeit vor!

Natürlich konnte dieses ständige Über-die-Kraft-arbeiten nicht ohne Gesundheitsschädigung ablaufen. Manche tödliche Lungenentzündung, manch schweren Gelenkbeumatismus, dessen Folgen fürs ganze Leben blieben, holten sich die Frauen, die wegen einer leichten Erkrankung nicht die Arbeit versäumen konnten, auf den kalten, nassen Feldern . . . Und die furchtbare Grippe-Epidemie im Herbst 1918 forderte hauptsächlich das Leben solcher jungen Mädchen, deren Entwicklungsjahre in die Kriegszeit gefallen waren.

Unter den Opfern des Krieges sollte man auch die Frauen nicht vergessen, die die Arbeit der Männer auf sich nehmen mußten und Gesundheit und Leben dabei verloren.

Sie alle und unzählige andere sind Opfer des Krieges! Sie arbeiteten, litteten und starben fürs Vaterland!

— Frau Dr. Bartlach.

Abdrücken der fertigen Granaten und Abnahme der Kupferbänder durch weibliche Arbeitskräfte





Anne-Marie Wenzel

Als deutsche Schwester in Sibirien

Wer von uns kennt den Tatsachenbericht „Deutsche Kraft in Sibirien“, der in knappen, sachlichen Strichen festgehalten hat, was deutsche Schwestern jemals der Heimat in sibirischen Gefangenengelagern in aufopfernder und selbstloser Weise geleistet haben? Was Sibirien, was Omsk, was Tochtoje heißt, wissen wir aus den Büchern Dwingers, aus den Zeichnungen der russischen Studentin Nachmanova und aus den vielen anderen Erlebnisberichten jener Zeit. Wir wissen, daß an diesen Stätten des Grauens Elsa Brandström mit fohler übermenschlicher Kraft und Güte gearbeitet hat. Der Beiname „Engel Sibiriens“, den deutsche Gefangene der Schweden gaben, sagt zur Genüge, was die Tätigkeit dieser Frau ihnen in ihrer Not und Verlassenheit bedeutet hat. Aber daß auch deutsche Schwestern jahrzehntelang Jahre in der sibirischen Hölle ausharrten und schafften, ist nur wenigen bekannt.

Durch Zufall fiel uns der schmale Band „Deutsche Kraft in Sibirien“ in die Hand. Eine Anfrage beim Verlag, und einige Tage später saßen wir in Kassel der leichten Oberin, der deutschen Schwester Anne-Marie Wenzel, gegenüber. Mit großer Anteilnahme steht und lebt die heute fünfundsechzigjährige im Geschehen der Gegenwart. Sie ist nicht hart, nicht verschlossen und einseitig, wie so manche von denen, die das Grauen des großen Krieges durchlebten, sondern Wärme und Güte steht in ihren Augen, und echte Fröhlichkeit spricht aus ihren Worten, selbst wenn sie von den Schrecken, Rötten und Gefahren jener sibirischen Jahre berichtet. Sie hat sich nicht unterkriegen lassen von dem Niederdrückenden,

dem Verzegenden jener Zeit, sondern hat auch damals aufzubauen, zu helfen und zu schaffen gewußt und ist so ihrer schweren Aufgabe gerecht geworden.

Nicht abseits vom politischen Geschehen ist Anne-Marie Wenzel aufgewachsen. Raum zwanzigjährig, ging sie als Schwester ins Ausland, lernte in England, Frankreich und Amerika früh jene Arbeit und Freiheit gegen Deutschland kennen, die dann später trog aller Opfer und trog allen Kampfes zur Novemberrevolution.

Als der Krieg ausbrach, ging, gleich so unendlich vielen, auch Anne-Marie Wenzel mit hinaus. Sie war in einem Kriegslazarett in Flandern tätig. Dort erreichte sie die Aufforderung, als Delegierte des deutschen Kriegsministeriums unter dänischem Schutz nach Aukland zu gehen. Anfang Juni 1916 erhielt sie mit sechs deutschen und fünf österreichisch-ungarischen Schwestern die Einreiseerlaubnis über Schweden; und gemäß Vereinbarung der beteiligten Kriegsministerien suchten nun Russinnen die Gefangenengelagerte in Deutschland auf. Sie begnügten sich später lediglich, daß die Weltwache der russischen gesangenen Sklavenhöfen nicht sauber genug wäre.

Wie ganz anders hingegen in Aukland! Erdbaracken mit Holzpritschen ohne Strohsack, ohne Stuhl, ohne Tisch, ohne Waschgelegenheit, — angefüllt mit unaustrocknbarem Ungeziefer: Ratten, Wanzen, Flöhen und Läusen. Stätten von Seuchen, Krankheiten, Not und Elend waren hier die Lager. So wurden allein in Tochtoje in vier Monaten von 25 000 Gefangenen 17 000 dahingerafft.

Anden Veranstatungen anlässlich des Besuches englischer Kriegsteilnehmer in Berlin nahm auch Schwester Anne-Marie teil



Davon berichtete uns Schwester Anne-Marie, als wir sie jetzt in Kassel aufsuchten, und von all den Fahrten durch Sibirien und Turkestan, auf denen Tausende von Gefangenen aufgesucht und ihnen Geld und Lebensmittel und vor allem neuer Mut und neuer Glaube an die Heimat gegeben wurden.

Nach zwei Monaten kehrte die deutsche Kommission nach Deutschland zurück. Schwedische Delegierte nahmen in allen Bezirken, die die reichsdeutschen Schwestern verlassen mußten, ihr Werk auf. Ihre Namen sind unvergessen in der Geschichte der Kriegsgefangenen in Rußland. Das ganze schwedische Volk nahm teil an dem Schicksal unserer Gefangenen und brachte große materielle Opfer für sie.

Nachdem Schwester Anne-Marie ein Jahr lang im Feldlazarett der IV. Armee an der Opern-Front gearbeitet hatte, wurde sie erneut nach Rußland gerufen. Das Weltgeschehen des großen Krieges hatte in Rußland alle Traditionen zerstört. Im März 1917 war die Revolution ausgebrochen. Zar Nikolaus II. hatte am 15. März 1917 abgedankt. Menschewikenpartei unter Kerenski und Bolschewikenpartei unter Trotzki kämpften um die Vorherrschaft in der Regierung. Am 7. November 1917 wurde die Kerenski-Regierung gestürzt, die bolschewistische Sowjetregierung unter Trotzki und Lenin erhielt die Staatsgewalt. Nun wurde die Aufgabe des Heimtransportes brennend. Vom deutschen Kriegsministerium wurden achtzehn Kommissionen ausgerüstet, die diesen Heimtransport leiten sollten.

Ging die erste Reise der deutschen Kommission im Januar doch fast durchweg reibungslos vorstatten, so wurde sie nun unmittelbar hineingeführt in die Kämpfe zwischen Weiß und Rot, wurde verfolgt und terrorisiert vom Argwohn der Bolschewiken. Ungeheures hatten die Gefangenen in dieser Zeit zu erdulden. 200 Gramm Haferbrot mit eingebackenen Spelzen und einmal dünn, mit Öl gefettete Kohl- oder Fischsuppe war in den meisten Lagern die Tagesration. Unermüdlich waren die deutschen Kommissionen tätig, um den Gefangenen einen Weg in die Heimat zu schaffen.

Von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle fuhr Schwester Anne-Marie, um die Gefangenen mit Geld zu versorgen und zur schnellen Abreise zu veranlassen. „Tagelang“, so erzählte sie, „habe ich in der Trolfa auf unbeschreiblichen Wegen zu den Holzhäusern und Kohlenbrennern im Urwald. Auf Lokomotiven und den Trittbrettern der Postwagen durfte ich fahren, um weiterzukommen. Regelrechte Füße verlehrten nicht. An zerstörten Brücken, besetzten Ortschaften vorbei ging einige Zeit später die Fahrt. Um Wege lagen unberührte Soldaten. Eines Morgens besanden wir uns in der Weißen Armee Rotschals.“

Sie waren damit auf der anderen Frontseite und wurden der Spionage verdächtigt. In einem vergitterten Arrestwagen wurden sie in tagelanger Fahrt nach Omsk, der Gouvernementsstadt Westsibiriens, gebracht. In kleinen, schmutzigen Güterwagen, von Doppelposten bewacht, befanden sich bereits hier mehrere deutsche Kommissionen. Wochenlang lebten sie nun in der Gefangenschaft. Ein hoher tschechischer Offizier teilte ihnen in höhnenden Worten den Ausbruch der Revolution in Deutschland mit. Durch den unerträlichen Elend von Elsa Brandström wurden sie im April 1918 endlich freigelassen und unter Bewachung auf einem Truppentransportschiff nach Chiragos gebracht, von wo sie im August 1918 in die Heimat, in den „Staat von Versailles“ zurückkehrten konnten.

Der Juni 1920 sah Schwester Anne-Marie erneut auf der Fahrt nach Wladiwostok; denn immer noch waren Tausende von deutschen Kriegsgefangenen in Sibirien. Erneut wurde nun unter ungeheuren Schwierigkeiten der Rücktransport durchgeführt. Schlecht und unterernährt sahen die Gefangenen aus; denn die Bolschewiken hatten sie als freie Ausländer erklärt, die sich selber erhalten mußten. So entstand die Industrie der Kriegsgefangenen, die alles herstellte, was

im russischen Wirtschaftsleben fehlte. Mit primitivsten Mitteln schufen sie, was das tägliche Leben braucht: Voktaroni, Seife, Spulen, Knöpfe, Schuhe, Bürsten, Kerzen, Kämme, Körbe, Messer, Wagen und Schlitten.

Schwerste Anforderungen stellte diese Zeit an die deutsche Kommission. Sie lebte zwischen den Fronten. Schiekhäfen und Bedrohungen durch Kosakenpatrouillen waren an der Tagesordnung. Die Lebens- und Geldmittel waren knapp, und diese noch mußten tagsüber durchweg dreitausend Kriegsgefangene versorgt werden, — das alles bei einer Kälte von — 30 bis 40 Grad, so daß das Innere der Güterwagen von Eis glittete. Vielen Tausenden aber wurde so die Rückkehr in die Heimat ermöglicht, bis dann endlich im Frühjahr 1921 die deutsche Kommission und mit ihr Schwester Anne-Marie mit einem Gefangenentransport-Dampfer über Indien, Tibet nach Deutschland zurückkehren konnte. —

So können wir Mädel lernen von den deutschen Frauen, die in Sibirien Dienst taten; denn sie zeigen uns durch ihr Leben und ihre Arbeit, daß stärker als alles Frauen und alle Not ein unendgiamer Glaube und ein selbstloser Wille ist.

Hilde Munste.

Aus: Deutsche Kraft in Jesseln

Ein Feldpostbrief meiner Oberin Hanna Krüger bringt mit Ende 1916 die Frage in ein Kriegslazarett in Flandern, ob ich bereit wäre, als Delegierte des deutschen Kriegsministeriums unter dänischem Schutz zu unseren Gefangenen nach Rußland zu gehen.

Das ist eine schwere Frage! Ich kenne keine schwere Schwesternpflicht, als unsere verwundeten Soldaten im Feld- und Kriegslazarett pflegen zu dürfen. Fühle ich mich doch hier brauchen als Mutter und Schwester derer, die das Höchste für die Heimat einsetzen. Teilnehmen darf ich gleichsam am Kampfe um die deutsche Heimat. Das ist Krönung meiner Schwesternarbeit!

Und nun soll ich nach Rußland! Ich kenne meine Aufgaben dort noch nicht. Werde ich helfen können? Wird die Liebe zu meinem Volke mir den rechten Weg zeigen, denen Mutter und Schwester zu sein, die den Kampf aufgeben mußten und sich nun in jahrelangem, permanentem seelischen und körperlichen Leid nach dem Tage der Besteigung sehnten?

Man schreibt mir, es ginge unseren Gefangenen in Rußland schlecht. Nur wenig wisse man über ihr Schicksal. Die Verbindung mit der Heimat fehle fast ganz. Drei deutsche Schwestern, Erica von Passow, Gräfin Uegmüller und Magdalene von Walsleben, sah von der ersten Delegationsreise zurückgekehrt, hätten die schlimmsten Nachrichten mitgebracht. Es wäre nötig, eine neue Delegation auszusenden, die die Gefangenen besuche und ihnen Geld und Grüße der Heimat überbrächte, sowie Verhandlungen und Verbesserungen mit den russischen Behörden anknüpfe. —

Meine Ungeduld, zu den Gefangenen zu kommen, ist schier unerträglich. In Rischtschowgrad begegne ich den ersten. Sie erkennen Landsleute. Wir reden miteinander. Ich gebe Ihnen Geld trotz der sie begleitenden Posten, und werde von meinem russischen Begleiter zum ersten Male dafür gerügt, daß ich ohne Erlaubnis mit Gefangenen spreche.

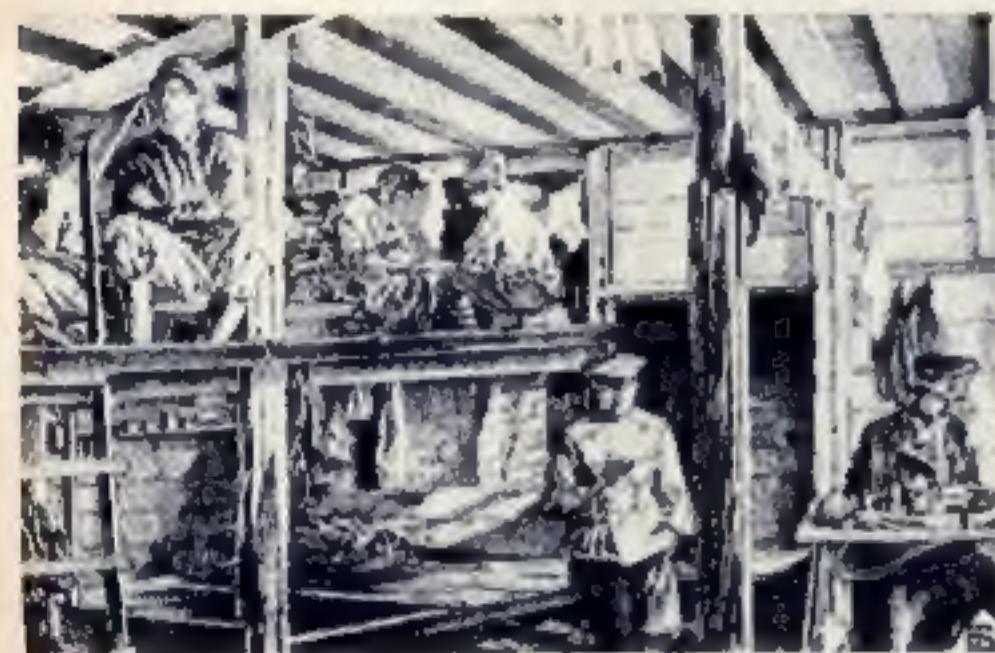
Ich begreife nicht, wie man mich zwingen könne, unerkannt an ihnen vorübergehen zu lassen, und welch. Ich werde immer zu Ihnen sprechen und sagen: „Lieber, die Heimat denkt an dich!“

In den mir vorgeschriebenen zwei Monaten besuche ich die Gefangenen in Städten, die fernab von der Eisenbahn oder der Wasserverkehrslinie liegen. Wenn ich nach einer Trolfahrt von zweihundert Kilometern in einem Gefangenenslager ankomme, begegne mir die freudig erstaunte Frage: „Schwester, wie kommen Sie in diese russische Stadt?“ „Ich bin gesahen, während Sie wochenlang laufen mußten“, antwortet ich fröhlich.

Es lohnt sich, zu ihnen zu kommen, so überwältigend dankbar sind sie für jedes teilnehmende Wort. Ich sehe Vogel, in denen der Tod grausame Beute gesordert hat. Tausende sind dem Fleischfus erlegen. Frage ich nach einem, den ich hier suche, dem ich Botschaft von daheim bringen möchte, so erhalte ich die Antwort: „Umgekommen, Schwester“. Aus den Arbeitsstellen sind sie mit Fleischfus in das Lager gelommen. Der russische Arzt hat keine Trennung von Kranken und Gesunden vorgelebt. Die kriegsgefangenen Herzen erhielten zu spät Erlaubnis, einzugreifen. Medikamente fehlten. Die Epidemie ergriß Hunderte, Tausende. Die kriegsgefangenen Herzen starben, und ein kleiner Rest Überlebender blieb vermurkt zurück. So ist es in Taranj, Gouvernement Wjatka. So ist's nicht nur in Taranj.

Ein anderes Mal Jahre ich auf der Rama. Spähend stehe ich auf dem Oberdeck des kleinen Dampfers, der mich zu den großen Lagern am Ufer des Flusses führen soll. Nur der russische Steuermann und zwei Matrosen sind in meiner Nähe. Ruhelos wandern meine Augen über die sich endlos dehnenden Bickenwälder, deren herbstliches Gold meine Begleiter immer erneut die Schönheit der weitstremden Elsiamfels preisen läßt. Ich habe jetzt keinen Sinn dafür. Meine ganze Seele ist erfüllt von dem Leid der gelungenen Landsleute, die hier in den Wäldern und Bergwerken sterben. Ich darf sie nicht sehen. Die Arbeitsstellen bleibten mit verschlossen und doch: wo finde ich eine Spur der Stätten, da sie ihr Heimweh in Arbeit begraben? Ragt nirgends der Schlot eines Eisenwerkes aus dem goldenen Laubgewebe, stieg nirgends Rauch empor? In einigen Minuten soll der Dampfer anlegen, um Elsen aufzunehmen.

Da — plötzlich erscheinen meine bangen Blicke drei Gestalten mit sieben deutschen Feldmützen auf dem Kopfe. Sie heben sich scharf ab von dem Kohlenhaufen, an dem sie arbeiten. Erstellt Schwende ich mein Taschentuch. Da schaut einer herüber. Ich sehe Ihnen das rote Kreuz auf meiner Armbinde, unbeweglich steht er. Ich rufe: „Deutsche Schwester“. Er ruft



Ein deutscher Kriegsgefangener zeichnete die Baracke mit den mehrstöckigen Schlafpritschen

zurück: „Was?“ Dann läuft er dem Dampfer nach. Die beiden anderen arbeiten kumpf weiter. Ich zittere vor Freude, obgleich der mir zugewiesenen Straße Landsleute gefunden zu haben. Was macht es, daß vom unteren Deck her das häßlichste Gesicht des mich beobachtenden russischen Polizisten heraufliegt?

Keine fünf Minuten vergehen, da erscheint mit unheilsverkündendem Blick der aus dem Schlummer geschreckte Herr Messojedoff. „Die schreckliche deutsche Schwester hat schon wieder unsere Beschle mißachtet!“ Ich wappne mich mit sehr viel Liebenswürdigkeit, glücklich erzähle ich dem Russen, ich hätte drei deutsche Gefangene entdeckt und bitte ihn: „Wollen Sie ihnen nicht von dem wollenen Unterzeug, das ich in der Kabine habe, hinübersenden. Sie haben es gewiß nötig. Der Winter ist nahe. Ich selber will sie nicht sprechen, um Ihnen keine Schwierigkeiten zu machen.“ Das weiche russische Herz ist gerührt von so viel Unterwürfigkeit. Er erlaubt mir, die Woll-

socken persönlich zu verteilen, nur Geld dürfe ich nicht auszuteilen, weil sich sonst das herumlungende russische Volk an den Gefangenen vergreifen würde. Ich rufe nur und eile in meine Kabine, stopfe viele Kabelscheine in Soden, Unterhosen und Hemden, und lehre froh zu Herrn Messojedoff zurück.

Inzwischen hat der Dampfer angelegt. Der Gefangene wartet, auch seine beiden Kameraden sind herbeigekommen. Aufrichtige Männer sind sie geblieben, trotz der harten Arbeit im Eisenwerk. Zuversichtlich sprechen sie, trotzdem nie eine Nachricht aus der Heimat zu ihnen gelangt ist. „Die Kameraden in der Heimat machen es schon, wie gern möchten wir noch mit dabei sein!“ Uner schütterlich lebt dieser Glaube in ihnen. Die Grüße und Liebesgaben von daheim hellen ihre ernsten Gesichter auf.

Neugieriges Volk sammelt sich. Herr Messojedoff ist in Sorge. Ich lehre auf das Schiff zurück, nachdem ich versprochen, den Familien der Gefangenen Nachricht zu geben.

Wieder stehe ich spähend auf dem Deck, während das Elsen verladen wird. Es ist die Zeit des Sonnenuntergangs. Da kommen zwei Gruppen deutscher Gefangener vorüber. Ich rufe ihnen den Gruß der Heimat zu. „Es ist verboten, stehen zu bleiben, Schwester. Die Polizei straft uns dafür“, rufen sie zurück. Soviel Disziplin haben meine russischen Begleiter nicht erwartet, sie erlauben, daß ich zu ihnen gehen darf, es sind Bayern. Ich wiederhole den Gruß, präge mir Namen und Heimatadressen ein und verspreche, ihnen den schwedischen Dialekt mit den Wintersachen aus der Heimat zu senden. Ernst und aufrecht geben sie ihrer Unterkunftsstätte entgegen, an welcher unser Dampfer bald vorüberfährt. Lange sehe ich sie dort stehen, dem entzweidenden Fahrzeug nachschauend. Es trägt ein winziges Stück Heimat . . .

Einmal gelingt es mir, auf einem Dampfer die im Frachtcaum reisenden Gefangenen, welche an eine Arbeitsstelle geschickt werden, mit Bewilligung Herrn Messojedoffs mit Geld zu versorgen, Tabak, Brot, Brotzeit, Schokolade, Briefpapier, Postkarten, Bleistifte, Mundharmonikas zu verteilen und stundenlang bei ihnen zu sitzen. Die Liebesgaben stammen aus Frankfurt am Main. Ein Frankfurter ist unter den Gefangenen. Gibt das eine Freude! Reichsdeutsche, Österreicher und Ungarn sind sie. Unter letzteren haben die Zigeuner natürlich eine selbstgebaute Geige und Siedeln in die Nacht. Wir singen Heimatlieder und vergessen fast die Fremde. Auf einer der Holzstellen schelten die Männer ins Dunkel der Nacht. —

Der Winter findet mich in dem Barackenlager zu Omsk. Weihnachten geht vorüber, die spanische Grippe kommt zu uns in die Baracke. Schnee deckt unsere Baracke zu bis auf das Dach. Die Soldaten schaufeln am Morgen die Fenster frei. Seit ich im Lager bin, versuche ich, mit den übrigen Gefangenen in Verbindung zu kommen. Ich sammle Brotreste in unserer Baracke und bittet einen Kompol, mit mir an den Stacheldraht der Katalatschka — Arzinskaja — zu gehen, den Hungernden das Brot zu geben. Ist er unwillig, so erlaubte ich ihm an seinem eigenen Hunger und erreiche meinen Zweck. Manchmal, jedoch nur selten, ist auch etwas Brot, Fleisch und Geld im Sack.

Auf meinen Spaziergängen begleiten mich zwei Hunde. Eines Tages ist der große gelbe verschwunden. Die Kriegsgefangenen haben ihn gesungen und gegessen. — Ende Januar bricht in der Baracke neben uns Fleischfus und Rückschlafleber aus. Es wird ein großes Sterben. In vier Tagen 180 Neuerkrankungen. Die armen Kranken haben nichts anzuziehen, keine Decken, sich zu bedecken, keine Medikamente.

„Läßt die Bande verreden, dann haben wir keine Last mehr mit ihnen“, sagen die Wärter und kümmern sich nicht darum. Wir haben zwei Herzen in der Baracke, Dr. Hennig und Feldunterarzt W. Gustmann. Beide erhalten die Erlaubnis, für die Erkrankten zu arbeiten. Sie richten eine Lazarettsbaracke ein, insleutieren Pfleger, dann erkranken sie selber.

Es ist mir unerträglich, meinen alten Gefährten Gustmann nicht pflegen zu dürfen, der im Fieber nach mir verlangt. Ich erzwinge die Erlaubnis dazu von dem Vorstand des Feldgerichtes, indem ich ihn davon erinnere, daß er vielleicht auch bald ungehört nach seiner Mutter rufen werde, und erhalte mißmutig den „Prozess“ — Passierschein — der mir erlaubt, ohne Kompol im Lager herumzugehen, Brot in alle Baracken zu bringen und tagsüber bei Herrn Gustmann im Lazarett zu sein.

Dr. Kundi gesundet bald, obwohl er Rundhalsfieber und Gelenkphthis hat. Herr Bultmann ist wochenlang schwerkrank und dem Tode nahe. Nachts wachen Ärzte und später unsere Offiziere bei ihm. Ich bin sehr froh, ihn tagsüber pflegen zu dürfen. Einige Läuse bringe ich mir immer mit, keine aber, die mir den Fleckphthis bringt. Das ist eine große Gnade!

So vergehen Wochen. Der Sturm legt durch die vielen Nächte der Paraden, Schnee treibt herein, einmal haben wir minus 5 Grad Celsius im Raum, draußen sind minus 30 bis 40 Grad Celsius Kälte. Es ist schwer, sich bei minus 5 Grad anzuleben und zu sämmern. Wir wärmen uns während des Ankleidens die Hände unter dem Rücken derjenigen Schwestern, die aus Plazmangel beim Ankleiden bis zuletzt liegenbleiben musk. Körperspflege wird nie vernachlässigt, zum Glück haben wir immer Wasser oder Schnee.

Draußen wird es jetzt, anfangs Februar, etwas milder, 25 Grad Kälte spürt man schon als gelinde. Der entsetzliche Wind schafft uns zwar noch einige harte Tage, daß man selbst in der Baracke eine Kopfbedeckung tragen muß, aber an stillen Tagen glaubt man schon an den Frühling. Dafür melden sich andere Nöte. Das Petroleum geht zu Ende. Unsere Ärzte konstruieren die unglaublichesten Beleuchtungsapparate. Bei einer Lichtquelle von einsetzter Leuchtkraft wird trotzdem an den langen Abenden fleißig gearbeitet, die deutsche Fähigkeit in eine unüberwindliche Kraft. —

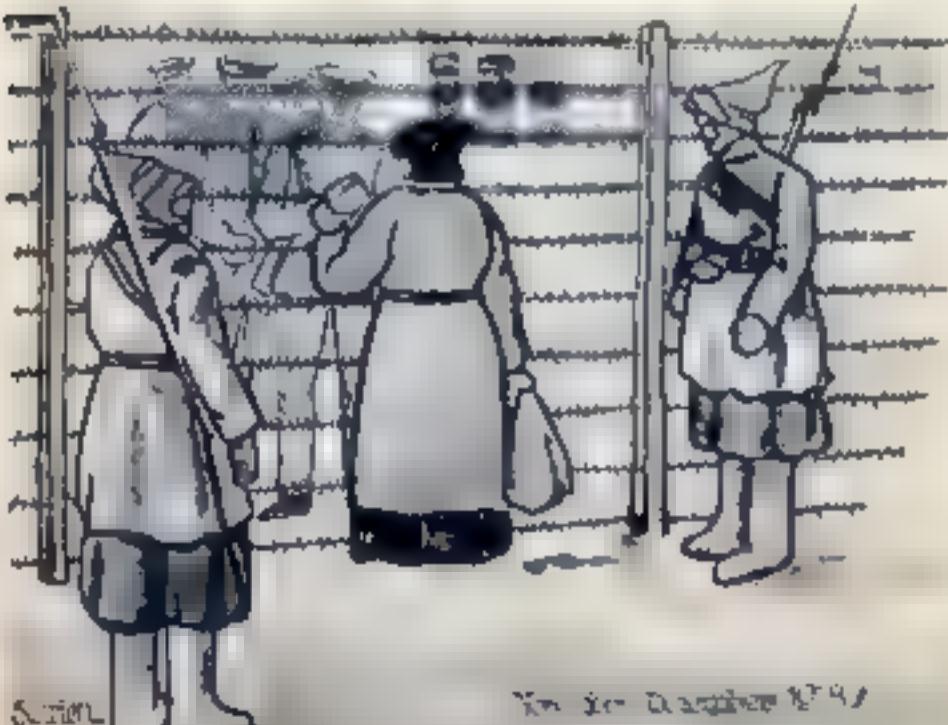
Der Friedenssichluß findet mich in Tschita in Sibirien. Es geht jetzt nicht immer ruhig zu bei den Kriegsgefangenen, so unermüdlich die Vertreter der Roten-Kreuz-Kommission um sie bemüht sind. Sie wollen auf jeden Fall fort aus Tschita, selbst wenn sie steckenweise laufen sollten. Jeder hat eine Meinung, viele Pläne entstehen, selbst auf der Amurbahn wollen sie nach Wladiwostok fahren.

Da erscheint die letzte Hoffnung, daß die Strecke zur Mandchurie wieder befahrbbar, aber von Militärzügen belastet sei. Tag und Nacht verhandelt Herr Jonas mit den Behörden darüber und hat Erfolg.

Am 4. Dezember soll der erste Eisenbahnzug mit tausend Mann abgehen, die beiden anderen Züge sollen in kurzen Abständen folgen. Es ist ein ungeheures Wagnis, breitauseiend Kriegsgefangene auf eine eingleisige Strecke zu schicken, die von hin- und herfließenden Truppen überlastet ist. Nur der Mut der Bezwettlung treibt zu diesem Wagnis.

Ich habe meinen alten Freunden versprochen, mit ihnen im ersten Zuge bis Wladiwostok zu fahren und mit ihnen in die Heimat zu reisen.

Am 5. Dezember ziehe ich um in den Eisenbahnzug der Kriegsgefangenen. Mein Abteil ist geschmückt mit Kiefernzwiegen, die zwei meiner Freunde weiter geholt haben aus den Bergen. Mein Kommen bestärkt die immer zweifelnden Kriegsgefangenen in der Gewissheit: „Es geht weiter nach Wladiwostok!“



Schwestern Anne-Marie bringt den Gefangenen Brot — ein deutscher Offizier hält es damals im Bilde fest



Eine weitere Zeichnung aus Sibirien: Kriegsgefangene deutsche Schwestern in Omek

Gegen Abend erkundet ein deutscher Kriegsgefangener an einem schweren Anfall von Blinddarmentzündung. In Decken und Pelze gehüllt, fahren wir ihn durch die kalte sibirische Nacht etwa acht Kilometer weit in ein russisches Hospital und übergeben ihn dort der Fürsorge einer freundlichen Schwestern. Die Stadt ist der Untauben wegen im Belagerungszustand. Wir werden von russischer Miliz bis Tagesanbruch in einem Wachteloval festgehalten. Stunde des Schicksals, in der letzten Nacht in Tschita eingesperrt zu sein, bewacht von Kriegsgefangenen-Miliz. Ihnen zeigt ich ihnen meine Empörung. Mit uns eingesperrt liegt russisches Volk schluchzend auf Tischen und Bänken. Die Luft ist verpestet. Gegen Morgen läßt man uns abziehen. Durch die steinheile kalte Nacht wandern wir zu unserem Eisenbahnzuge.

Noch immer glauben unsere Kriegsgefangenen nicht, daß wir heute abfahren. Als Frondienst müssen sie zuerst drei Lokomotiven mit Kohlen laden, von denen wir eine für unseren Zug erhalten. Endlich steht sie vor unserem Zuge, er zollt an, hält — wir können die Weiche nicht überfahren, weil der Weichenwärter mit dem Schlüssel unauffindbar ist. Das ist echt russisch. Wir lachen.

Bald lassen wir den Bahnhof von Tschita hinter uns, auf dem breitauseiend Menschen sieben Wochen lang unerträgliches Schreien ertragen hatten.

Das Rattern und Röhern der Zelutüten ist unseren Kriegsgefangenen heitliche Musik. Mit allen Unbequemlichkeiten lönnen sie sich aus. Nur vorwärts, vorwärts, weiter noch dem erzähnlihen Hafen von Wladiwostok! —

Dann fahren wir nach Welken, wochenlang, bis endlich eines Tages die Türe von Triest vor uns auftauchen. Nur noch eine Nacht schließen wir an Bord. Zwei Vertreter der Regierung, der Abteilung für Kriegsgefangene im ehemaligen Arzgeministerium kommen am nächsten Morgen, die Herrenleute zu begrüßen. Sie bringen ihnen Hunderte von Briefen mit. Aus der Stadt kommen zahlreiche dort anföllige Reichsdeutsche und schenken uns Orangen und Biskuits.

Als wir das Schiff verlassen, steht ein östpreußischer Zivilgefangener. Er hatte nicht den Mut, das Leben in der Heimat von neuem zu beginnen. Angesichts der Zärtler von Triest war er über Bord gegangen. —

Am nächsten Tag betreten wir hinter Salzburg zum erstenmal wieder deutsches Boden. Rosenheim, München, zuletzt das Lager Lechfeld in Bayern, sind noch kurze Durchgangsstationen. In Lechfeld ist eifriges Treiben. Angehörige sind zur Besgrüßung gekommen. Niemand hat Zeit für den anderen. Der Herdenmensch von gestern ist verschwunden, jeder ist wieder er selbst geworden. Etliche kappen noch mit unsicheren Schritten in der neu gewonnenen Freiheit, doch in den meisten lebt das Bewußtsein.

Was wir gelitten in Knechtshaft und Fremde — Kraft erwuchs uns daraus zum Segen der Heimat! —

Anne-Marie Wenzel.

So wie das feldgraue Heer des großen Krieges heute den Jungen Weg und Richtung gibt, so ist das unbekannte Heer der deutschen Frau jener Zeit uns Mädeln Verpflichtung. Bewußt haben wir uns mit unserer Arbeit und unserem Sein in den Dienst des Volkes gestellt. Nicht nur gesunde und lebenstüchtige Menschen wollen wir formen, sondern stark, gläubig und bis zum letzten einsatzbereit wie jenes Millionenheer der deutschen Frau im Kriege soll unsere Gemeinschaft werden.

Trude Mohr, Reichsreferentin des BDM

Daß mein Volk bestehé

Eine deutsche Kriegerin schreibt in ihren Kriegserinnerungen ein Wort, an dem sie sich immer wieder auftrichtete, wenn in härtestem Dienst und beim Erleben von Not und Tod ihr „mildes Bewußtsein keine eigenen Denkformen mehr fand“. Das Wort lautet: „Ob ich untergehe? Das mag sein. Daß mein Volk bestehé, kümmert mich allein!“

Es ist nur ein kleines Wort, das hier den Weg zu uns findet und doch groß genug, um alle vierzig Frauen und Mädchen in seinem Ring zusammenzuschließen, die fähig waren, ihre eigene und vielleicht sehr schmerzende Gegenwart gering zu bewerten gegenüber der großerartigen Zukunft. In diesem selbstverständlichen Eintrug für die Ewigkeit des Volkes enthüllt sich die wahrensgemäße Haltung eines artbewußten Frauengeschlechtes.

Wenn aber die Rede ist von artbewußtem Handeln, so müssen wir weit zurückschauen, bis in die Frühzeit germanisch-nordischer Überlieferung, und wie werden erkennen, daß unsere Ahnherrin eine Kette bilden soll, die lernbar über die Frauen Weltkriege in unsere Tage und in weiteste Zukunft hinübertreibt.

Die Germanin diente einer Barren und heldischen Lebensauffassung. Sie ordnete sich als schmales Glied ihrer großen Sippe ein, und die Ehre war immer der Maßstab, nach dem sie zu werten und zu richten pflegte. Die Zeit, in der unsere Vorfahrtin lebte, ist ohne Kampf nicht zu denken. So war es ihr Bestreben, gemeinsam mit ihrem Manne für die Erstärkung der Sinne und für einen engen, bedingungslosen Zusammenshalt und Eintrug zu sorgen.

Aus diesem Willen heraus ergab sich zunächst eine Heranzbildung aller körperlichen Kräfte zu unbedingtem Gehorsam. Nach einem Worte unseres Führers soll die gesamte Erziehung des jungen Volksgenossen von Kindheit an darauf angelegt werden, ihm die Überzeugung zu geben, „anderen unbedingt überlegen zu sein“. Das war schon damals der Grundriss, nach dem die Germanin ihre Söhne und Töchter erzog, und sie mag ihnen oft ein altes Sprichwort genannt haben, das lautet: „Eines Helden Kind muß kühn im Kampfe sein“

Das junge Mädchen stahlte seinen Körper genau wie der heranwachsende Knabe, um in Kampfzeiten, wenn es not tut,

mitihnen zu können. Denn Kampfzeiten verlangten harte, wache, rete Einsatzbereitschaft. Zwar war es in der Regel nicht so, daß die Germanin selber in den Kampf mit eingriff, aber sie half an ihrem Vater, verband die Wunden der Kämpfer und muhte gerüstet sein, beim Unterliegen ihrer Sippe ein harten Schlag auf sich zu nehmen. Es gab kein Zugweichen und kein Sammern und Klagen für eine Frau, die nach den Gründen ihrer Sippe leben wollte — und welche hätte das damals nicht gewollt! Treu gegenüber dem Erbe der Vergangenheit — treu in der harten Gegenwart gegenüber den Menschen, die zu ihr gehörten — treu einer größeren Zukunft blickend; so war ihr Lebenswillen.

Die altnordischen Familienchroniken führen uns immer wieder die stolze, einsatzbereite Haltung des Mädchens und der Frau vor Augen, die ihren leichten Grund in der rassischen Reinheit dieses Menschen hat. So wie in den Menschen der Strom gelunden, reinen Blutes kreiste, so war in ihnen auch das Bewußtsein lebendig, alles auf sich nehmen zu können für die Sippe, Treue zu halten über den Tod hinaus über in Not und Verhängung.

Eine der erschütterndsten und eindrucksvollsten Chroniken überhaupt, die von dem starken, heldischen Lebenswillen germanischer Frauen Zeugnis ablegen, ist die Schicksalsgeschichte von Aud und Gisli. Hier wurde von einer Frau die Unspannung höchster körperlicher und herlicher Kraft gefordert, und immer noch vermochte es diese Frau, wie so viele andere ihrer Zeit, stolzend härteres Leid als das eigene zu mildern.

So führt von den Frauen herunter Vergangenheit eine enge Verbindungslinie über die heldischen deutschen Frauen aller Jahrhunderte bis hin zu der Einsatzbereitschaft der Frau des Weltkrieges. Eine starke Welle hob damals Mutter und Tochter hoch empor über ihr eigenes Kleines Ich, das plötzlich nicht mehr wichtig war. Eine starke Welle trug sie so hoch empor, daß sie über sich selbst hinauswuchsen und nur noch Glied eines Volkes, einer großen kämpferischen Gemeinschaft waren. Das heldische Sterben von Langemard wurde Verpflichtung.

Wort nun wächst aus den Kreuzen, mahnender Atem im Wind, wächst aus den Frühgesäten, hört es, Mutter und Kind. Zärtend greift es in Nächten aus verschütteten Schächten, Hände streben und heben eine Fahne zum Leben: Deutschland.

Und aus den Gräbern die Saaten raffen sich auf zu Taten
Frucht bist du und bin ich.
Hugel werden Altbäume, und wie die blühendste Lehre
diene auch ich.
Deutschland!

Wie unter uns wird der Beginn des großen Kriegs noch
in lebendiger Erinnerung sein. Es ist gut, sich manchmal an
diese Zeit zu erinnern, um Kraft daraus zu schöpfen für den
eigenen kleinen Tag. Da sehen wir nicht nur die marschierenden
Kolonnen der Soldaten, die langen, langen, endlosen
Züge — da sehen wir auch Schulter an Schulter die mar-
schierenden Scharen der Frauen und Mädchen in der Heimat

hatten sie damals nicht alle den gleichen Zug im Gesicht, der
Stolz und Härte zugleich war? War es nicht so, als seien sie
alle Schwestern? Alle Glieder einer einzigen großen Kette?
Wir sehen sie frühmorgens zur Arbeit gehen, wir sehen sie in
der Front, in der Fabrik, im Büro, in den Beratungsräumen,
auf der Straßenbahn, an der Pflugmaschine! Und wir können
uns doch nicht erinnern, daß auch nur eine dieser Frauen je
von Müdigkeit und Schwäche sprach.

Als das Schicksal über ein Volk hereinbrach, in dem der
Klassenkampf immer mehr vorherrschte, da erwuchs diesem
Volk über alle Klassengegensätze hinweg das Wunder einschä-
betereten Widerstandes aller für alle. Und das Wort, nach
dem die tapfere Schwester im Kriege lebte, mag damals auch
moncher Frau in der Heimat wegweisend gedient haben: „Ob
ich untergehe? Das mag sein. Daß mein Volk bestehet, läm-
mert mich allein!“

Was umsonst zu sein schien, lange Jahre hindurch, war nicht
umsonst. Das Sterben von Langemarck war kein Tod, und
die Opfer der Mädchen und Frauen gingen nicht unter, son-
dern wurden wegweisend und richtunggebend für uns heutige

Eine mortale Zeit verfieh, aus ihren Trümmern aber baute
einer den Dom unseres Glaubens. Aus dem Erbe der Ahnen
und den Opferaten des Krieges erwuchs uns allen die eine
große Verpflichtung: Deutschland.

Daraus erwuchs die Aufgabe, täglich von neuem daran zu
arbeiten, daß jede und jeder von uns zu der Erstarkung unserer
Gemeinschaft beitrage. Dazu aber ist es notwendig,
immer von neuem Körper und Geist zu führen,
nie müde zu werden, immer wach und bereit zu
sein für den gegenwärtigen Tag und so mit-
zufordern zu helfen an der Ewigkeit des deut-
schen Volkes.

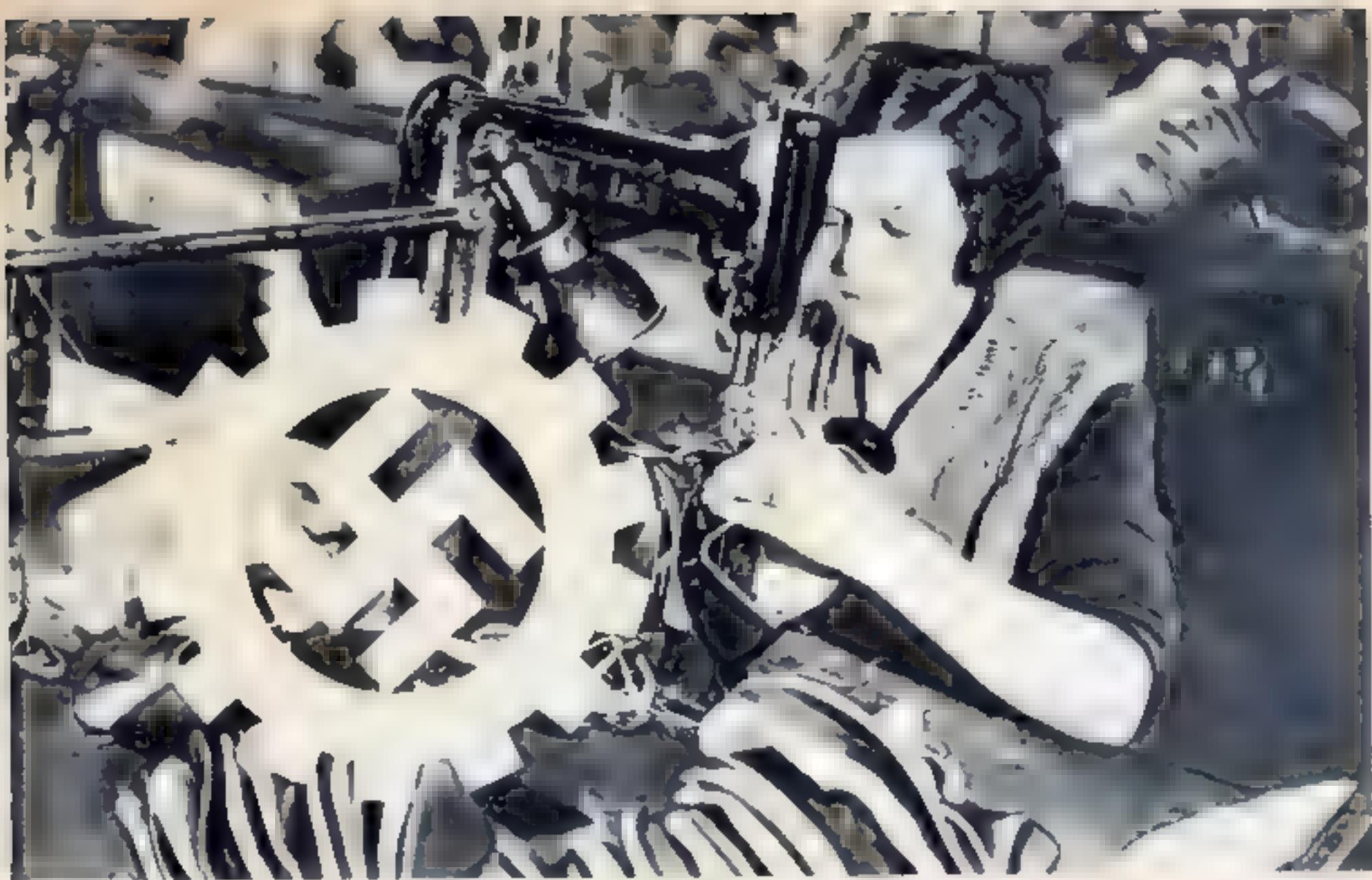
Die Worte aber, die der Führer an seine Jugend richtete, seien
uns tägliche Mahnung, seien uns Weise zum Ziel: „Ihr müßt
treu sein, Ihr müßt mutig sein, Ihr müßt tapfer sein und Ihr
müßt untereinander eine einzige große herzliche Kameradschaft
bilden!“

Dann werden alle die Opfer der Vergangenheit, die für das
Leben unseres Volkes gebracht werden mußten und gebracht
worden sind, nicht umsonst hingegeben worden sein, sondern
dann wird aus all den Opfern am Ende noch eine glückliche
Entwicklung des Lebens unseres Volks kommen. Denn Ihr
seid die lebenden Garanten Deutschlands, Ihr seid das lebende
Deutschland der Zukunft, nicht eine leere Idee, kein blasses
Schemen, sondern Ihr seid Blut vom unserem Blute, Fleisch
von unserem Fleisch, Geist von unserem Geist, Ihr seid
unseres Volkes Weiterleben!

Bringt hinaus diesen gläubigen Schwur, daß niemals mehr
in alle Zukunft das deutsche Volk sich selbst zerreißen wird,
niemals mehr sich auflösen wird, sondern daß es wirklich
ein Volk von Brüdern sei, das durch keine Rost
und keine Gefahr mehr getrennt werden kann!

Lydia Roth





MÄDEL AM WERK

Die Jungarbeiterin in „Textil“, „Leder“, „Stein und Erde“

Aus dem großen Heer der Jungarbeiterinnen wollen wir zunächst einmal drei der größten Gruppen herausgreifen, um uns mit ihren Besonderheiten zu beschäftigen. Die Reichsbetriebsgemeinschaften innerhalb der Deutschen Arbeitsfront „Textil“, „Leder“ und „Stein und Erde“ beschäftigen über 200 000 Jungarbeiterinnen im Alter von 14 bis 21 Jahren, die zumeist als ungelerte Arbeiterinnen und nur selten als Lehrlinge oder in einer Auszubildungszeit tätig sind.

Das Ziel muß aber auch für die Jungarbeiterin sein, daß sie durch ein Erziehungsverhältnis ähnlich wie beim Handwerk und anderen Gruppen eine gelernte Arbeiterin oder Facharbeiterin wird. In sehr vielen Betrieben wird aus technischen Gründen heraus das neuangenommene junge Mädel sofort in eine leichte, mechanische Arbeit eingeteilt, weil es eben an der Zeit und auch an den Ausbildungskräften fehlt, die neue Jungarbeiterin richtig anzulernen. In früheren Zeiten wurde weitgehend häufig der Brauch geübt, daß sich eine ältere Arbeiterin des Neustings annahm, um ihn anzulernen. Diese Art der Einführung in einen Beruf, die ganz von der Person der Auszubildenden abhängig war, stellte natürlich auch keine befriedigende Lösung dar. Immerhin aber war das noch besser, als wenn ein Mädel von der Schule weg völlig unvorbereitet mit in die neue Hantierung eintritt.

Um sowohl das soziale Können als auch das Verhältnis zur Tätigkeit zu fördern, ist das Jugendamt der DAF in Gemeinschaft mit der HJ deshalb bestrebt, die Jungarbeiterin durch eine *zusätzliche Berufsschulung* in Gestalt freiwilliger Arbeitsgemeinschaften und wirtschaftsfundlicher Fahrten zu erschaffen. Eine solche *wirtschaftsfundliche Fahrt*, die etwa 6 Tage dauert und in ihren Kosten durch die DAF erleichtert wird, soll den Gesichtskreis der Mädel in sozialberuflicher, hauswirtschaftlicher und wirtschaftlicher Hinsicht erweitern. Berichtsbesichtigungen und Vorträge fördern gemeinsam mit der wissenschaftlich-kameradschaftlichen Ausrichtung das Wissen der

Mädel um ihre Aufgaben und die Wichtigkeit auch ihrer kleinen, so unwichtig scheinenden Tätigkeit. In den freiwilligen Arbeitsgemeinschaften, die immer mehr zur Annahme gelangten und in der Folge auch zur Errichtung von Lehrlarbeitsstätten für Jungarbeiterinnen führten, wird nach genauen Plänen der DAF geachtet, die sich mit dieser Errichtung auch sehr stark an die Betriebsleistungen selbst wendet. Außerdem veranstalten in den Betrieben die Vertrauensmädel der Jugendlichen Gesellschaft Betriebsabende für Jungarbeiterinnen — man sieht also, auch die Jungarbeiterin und ihre Tätigkeit ist durchaus Gegenstand des heilen Bemühens sozialistischen Tatwillens.

Betriebsaufbau und Wirtschaftsformen aber bringen es mit sich, daß dieses Arbeiten und Planen überaus abhängig ist von dem großen Ineinandertreffen der verschiedenartigsten, wirtschaftlichen Faktoren. Hinzu kommt, daß viele Mädel selbst im Beruf nur das Geldverdienen sehen, und unbedachtweise in der Ablieferarbeit einen höheren Anteil spüren, als in der planmäßigen Erlernung einer Arbeit. Auf lange Zeit gesehen aber bietet die gründliche, soziale Erlernung trotzdem auch wirtschaftlich den größeren Vorteil! Oberflächlich betrachtet, verdient eben eine Hilfsarbeiterin mehr als eine im Auszubildung begriffene Jungarbeiterin, und das entscheidet nur zu oft. Betriebstechnische Hindernisse und ein gewisser Widerstand aus den Reihen der Mädel heraus, besonders auch aus Elternkreisen, erschweren also die planmäßige Erziehungsarbeit der DAF noch großen Gesichtspunkten nicht unerheblich. —

Der Zustrom der Jungarbeiterinnen zu den Industrien wird meistens durch die in der Heimat ansäßige Industrieart bedingt. Und da die Wechselbeziehung sich zuweilen schon durch Generationen erfreut, bilden sich auch gewisse Berufsetzungen heraus, die eine Jungarbeiterin von vornherein für eine bestimmte Industrieart besonders geeignet machen. Denken wir hier nur an die Lederverarbeitung der Gegend von Bismarck, die Textilbetriebe um Chemnitz oder das Bernsteinland Ostpreußen.

Da Frauen aber billigere Arbeitskräfte als die Männer sind, werden sie häufig genug zu Arbeiten herangezogen, die an sich

Die Frauen ungeeignet sind. Sowohl für die Gruppe „Textil“ und „Leder“ als auch für die RVG „Stein und Erde“ sind all die oft genug in ihren Arbeitsbereichen vorkommenden Handlungen für Frauen ungeeignet, die ein Heben und Tragen bestimmter Lasten im Arbeitsgang erfordern. Bei der Textilarbeit scheint darüber hinaus das Pumpensortieren, die Beihärtigung an den maschinellen Webstühlen und in den Arbeitstrieben für die jungen Mädel wenig geeignet. Innerhalb der Lederindustrie ist die Gerberarbeit für Mädel unerwünscht, bei „Stein und Erde“ jede Arbeit in den Gießereien, in der Naturstein- und Ziegelverarbeitung.

Wenn man diese Beschäftigungen als für junge Mädel anstrengend und deshalb ungeeignet und unerwünscht anzusprechen hat, gibt es doch in allen drei Gruppen jedoch auch eine ganze Reihe arbeitiger Arbeiten. Form- und Farbenfertig kann sich vielseitig betätigen, Handgeschicklichkeit im Steppen der Leder, Belebigen und Bemalen von Porzellanen und Tonswaren, Mosaike zusammenstellungen, Glas sortieren, alles das sind Beschäftigungen, die den Mädeln ihrer Geeignetheit nach sogar den Vorrang vor männlichen Arbeitskräften sichern. Als interessantes Beispiel der Berufseignung weiblicher Hilfskräfte für eine Sonderbeschäftigung sei noch aus dem Arbeitsgebiet von „Stein und Erde“ das Aussortieren geprägter Gläser genannt, das von Mädeln weit aus schneller und lebhafter als von Männern besorgt wird. Verhältnismäßig unbekannt und doch für Mädel sehr geeignet, sind in der Textilindustrie die Berufe der Tuchstopferin, Gardinenweberin und Stepperin. —

Der Bedarf der Industrien an jungen weiblichen Hilfskräften und Arbeiterinnen wird zumeist ein schwankender sein, weil je nach den Anforderungen an die Industrie, der verfügbaren Rohstoffsmenge, der Nachfrage nach den Erzeugnissen usw. die Betriebe an sich ungleich arbeiten. Zum Teil ist diese Art von Beschäftigung dazu noch abhängig von Saisontagen, was neben andern auch dazu führt, daß sogar früher tätig gewesene, verheiratete Frauen für 2 bis 3 Monate wiederum für die Fabrik gehen, während sie sich den übrigen Teil des Jahres ihren hausstaublichen Arbeiten und Pflichten widmen.

Es ist sehr schwer, etwas allgemein Gültiges über die Aussichten und Entlohnungen, und Fortkommenstragern der Jungarbeiterinnen zu sagen. Die Entlohnung ist ja an sich überall tatsächlich geregelt. Hinzu kommt häufig die nicht sonderlich zu begrüßende Überarbeit mit Überverdiensten, die jedoch leicht zu einem Unterbeobachteten unlogischer Art ausarten kann. Die Aufnahmefähigkeit der Betriebe regelt sich, wie vorhin gefragt, nach der jeweiligen wirtschaftlichen Lage und nach bestimmten Hochbetriebszeiten. Innerhalb der Textilindustrie besteht zur Zeit in der Sparte „Posamenden“ ein gewisser Bedarf, der jedoch eines Tages naturngemäß nachlassen wird, wenn die erste große Nachfrage nach Uniformen usw. gedeckt bzw. geregelt ist und einer gleichmäßigen Herstellung wie bei den Erzeugnissen anderer Sparten Platz machen wird. In der Lederindustrie sind gute, gelernte Stepperinnen gefragt.

Grundsätzlich kann jedoch gelagert werden, daß auf die Dauer nur die gelernte Arbeiterin, die ausgesprochene Facharbeiterin,

Lederarbeiterinnen in zusätzlicher Berufsschulung



ein, Aussicht auf rete Beschäftigung und entsprechende Entlohnung haben wird. Nach dieser Richtung gehen deshalb auch die Bestrebungen der DFG, die Arbeitnehmer und Arbeitgeber in gleicher Weise in ihre Erziehungspläne einzubeziehen und letzten Endes aus der mechanisch arbeitenden, wenig fachlichen Hilfsarbeiterin eine bewußte und tüchtige Facharbeiterin formen sollen. Der Anfang hierzu muß aber bei der Jungarbeiterin gemacht werden, die eine Unterrichtszeit von etwa einem Jahr zu durchlaufen hätte, während welcher Zeit neben einer vielleicht vorhandene allgemeine Berufs- und Fortbildungsschule eine zusätzliche fachliche Berufsschulung nach dem Plane des Jugendamtes der DFG zu treten hätte.

G. d. R.

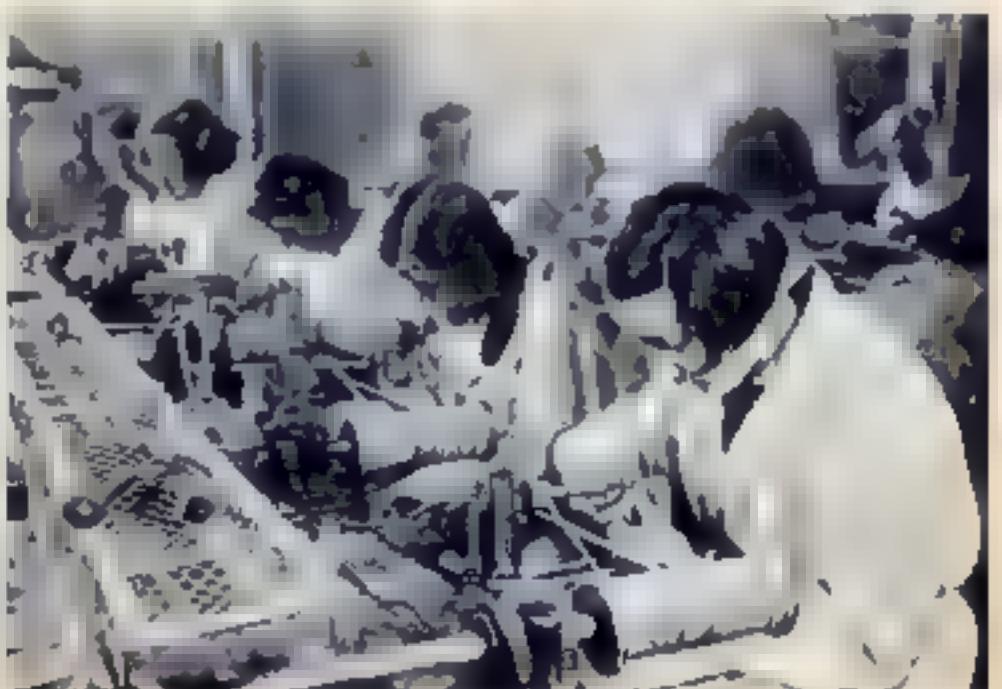
Bei der Herstellung von Lederhandschuhen

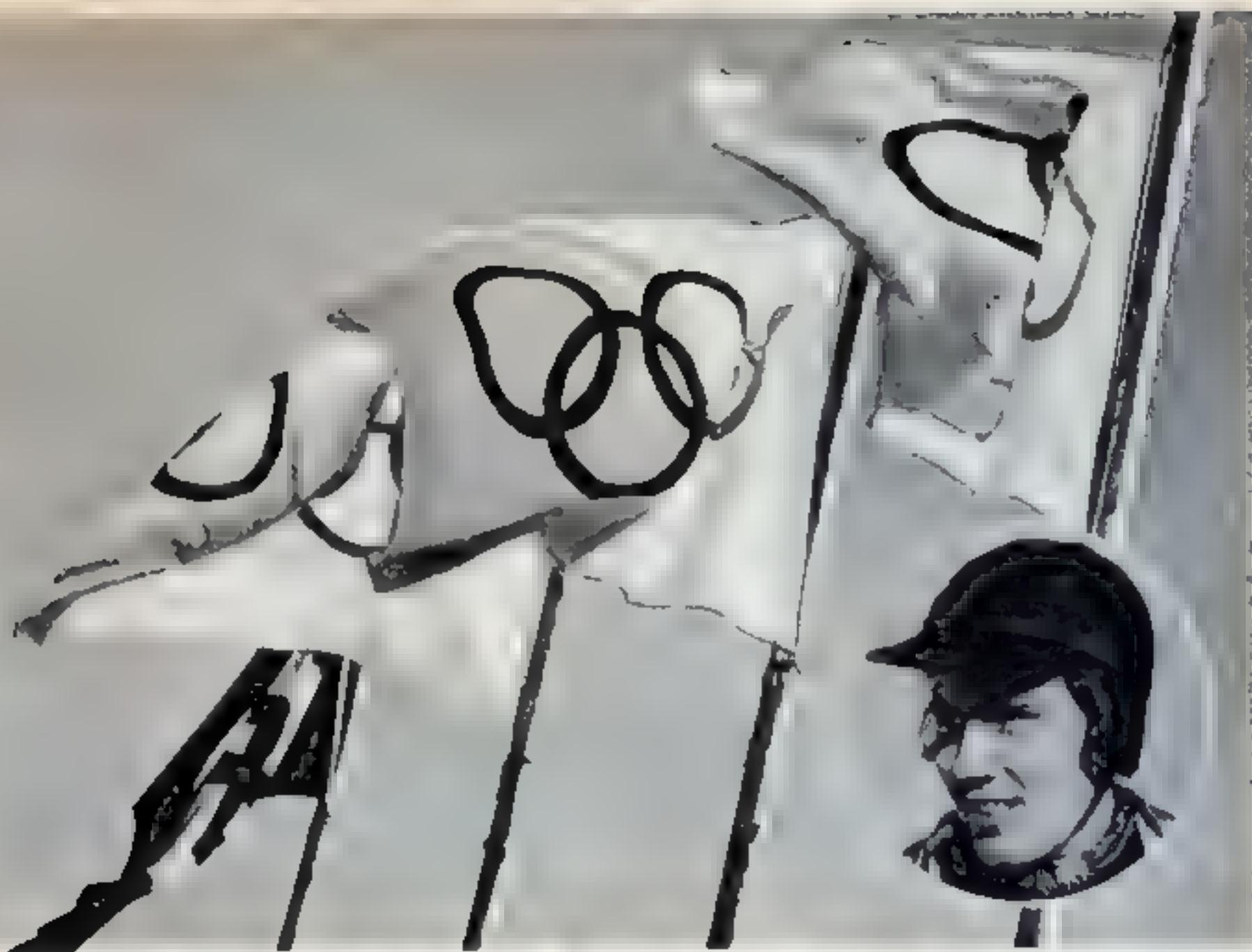


Beim Fellen von Armbandplatten und Anhängern



Blick in die Dreherei der Städtl. Bernsteinmanufaktur





DIE JUGEND DER WELT IN GARMISCH

„Ich rufe die Jugend der Welt!“ Mit diesem Satz ländet die Olympiaglocke den Sinn der Olympischen Spiele — alle Völker im friedlichen Wettkampf im Dienste einer gemeinsamen Idee zu umfassen. Es ist das natürliche und schönste Vorrecht der Jugend, diesen Dienst zu tun, da sich in ihr die Kraft der Völker verkörpert. „Ich rufe die Jugend der Welt!“ — Das weist aber zugleich über das Geschehen der Gegenwart hinaus in die Zukunft, indem es die nachwachsenden jüngsten Generationen aufruft, sich zu rüsten, um einst mit einer noch größeren Leistung die Sieger der vorhergehenden Spiele zu schlagen.

Wir leben in den Olympischen Spielen unendlich viel mehr als eine sportliche Veranstaltung. Jeder Olympiateam ist für uns nicht mehr nur Kämpfer seines Fachs und Vertreter einer Sportart — das sind ja nur die Voraussetzungen zu seiner Teilnahme — sondern in ihm und in seiner Mannschaft verkörpert sich das Können und die Haltung des Volkes, dem er entstammt.

Christel Cranz beim Start auf dem Nebelhornspiel

Das Gefühl, Träger und Repräsentant Deutschlands zu sein, überzeugt sich in diesem Jahre auf das ganze deutsche Volk, dessen Aufgabe es war, den Völkern der Welt das diesjährige Olympische Winterfest auszurichten. Damit wurde es zum Beinpunkt eines gewaltigen Geschehens, das siebzehn Tage lang Politik und Wirtschaft und alles Andere in den Schatten stellte und die Augen der Welt erwartungsvoll und prahlend auf Deutschland richtete.

Was gerade die Ausländer am stärksten beeindruckte, war die überlegene und gebiegene Mästerlichkeit der Organisation, die sich hier als schöpferische Kraft der Deutschen offenbarte. Angetragen bei den vorbildlichen Sportanlagen aber die sorgfamste Unterbringung und Versorgung der etwa zweitausend Olympiateam und ungezählter Gäste, nach man sich vorstellen, was es heißt, während dieser siebzehn Tage das Kommen und Gehen von rund einer Million Menschen in

Als JM-Führerin arbeitet Christel Cranz im BDM mit



Aufnahmen: Schinner



Aufnahme: Presse-Büro-Zentrale

einem verhältnismäßig kleinen Gebiet geregt und auf den schmalen Straßen den Verkehr von Omnibussen, Kraftwagen mit Nummernschildern aus aller Welt, Taxen und Überbeschleunigen vom Olympiastadion zur Bobbahn, vom Kunsteisstadion zum Riegersee reibungslos bewältigt zu haben.

Und doch war die gewaltige Leistung der Organisation nur der Rahmen für die großen Erlebnisse, die Millionen Menschen sich zehn Tage lang in Spannung hielten. Seltene lange Berichte und Bilder in den Zeitungen, Übertragungen und Schätzungen im Rundfunk, und die Filmberichte der Wochenschau ließen alle die, die nicht mit eigenen Augen die Ereignisse verfolgen konnten, mit nicht geringerer Spannung an dem Geschehen in Garmisch-Partenkirchen teilnehmen — an der feierlichen Eröffnung durch den Führer, den Zwischenrathssitzungen, den einzelnen Wettkämpfen bis zu den hart umstrittenen Siegen, in denen von allen Beteiligten das Beste an Können und Willen eingesetzt wurde, getreu dem Olympischen Eid, „in ehrlichkeitem Geiste, zur Ehre ihrer Länder und zum Ruhme des Sports“ zu kämpfen.

Die Namen unserer Sieger — die „Christi“, der „Franz“, die „Magie“ — waren in aller Munde, und darin drückte sich die Freude und Verbundenheit des ganzen deutschen Volkes aus mit denen, die es vor sich selbst und vor der ganzen Welt vertreten. Als die Zeitungen die Erringung der Goldmedaillen meldeten, war es mehr als Formel und sportlicher Brauch, daß da zuerst Deutschland stand und dann erst die Namen derer, die diesen Sieg erlangten.

Der Einbruck, den wir von unseren Olympia-Siegern hatten, wurde untermindert von der ganzen Welt. Christi, Franz, die Weltmeisterin im Zehnkampf und unsere Kameradin, das BDR-Mädchen, hat in ihrer lächelten und bescheidenen Haltung die deutsche Stäubelschäfchen verkörpert, und die Welt hat diese Haltung empfunden und verstanden. Unvergänglich wird uns sein, wie sie nach dem Ende ihres ersten Laufes nur und ganz allein unter Eintritt eines unerhörten Willens den Sieg zwang — für Deutschland. Dann Franz Pflaum — von dem die Zeitungen melden, daß er trotz lächelnd durchs Ziel lief und dann zusammenbrach, und Magie Herber, deren monatelanges, äußerste Anstrengung forderndes Leben ihr gemeinsam mit Christi Walter bei nächster Gelegenheit den Sieg schenkte. Sie alle haben uns vertreten, wie wir es im höchsten Anspruch auf eine würdige Verkörper-

tung unseres Volksstums erwarteten. Den Dank, den unser ganzes Volk dafür empfindet, hat der Führer Ihnen mit seinem Handschlag ausgedrückt.

Die Olympische Fahne mit den fünf ineinander verschlungenen Ringen ist eingeholt. Das Olympische Feuer, das aller Welt von der Reinheit der olympischen Idee und der Ehrlichkeit des Kampfes ständen sollte, ist niedergebrannt. So groß scheint uns das Erlebnis, daß wir uns kaum vorzustellen vermögen, daß es doch nur ein Auftakt war zu den Olympischen Sommerspielen in Berlin. „Garmisch-Partenkirchen hat uns gezeigt, was wir von Berlin zu erwarten haben.“ Mit dieser stolzen Vorfreude gehen wir Mädel diesem Sommer entgegen — in einer besonderen Anteilnahme, weil uns das Jahr der Olympiade eindeutig auf unsere eigene Aufgabe der Körpererziehung hinweist. Noch stärker, noch selbstloser als bisher wollen wir sie uns zu unserer eigenen Sache machen und gemeinsam und hartnäckig arbeiten an uns, gemäß dem uns vom Führer gesetzten Ziel.



Mexie Herber
beim Training

Aufnahme Schäfer



Wir sind als Deutsche hineingestellt in unser Land, um ihm sein deutsches Wesen zu geben. Wir sind verbunden mit deutschem Boden mit der Treue des deutschen Menschen. Acker und Scholle, Heimat und Sitte ist höchstes Gut derer, die diese Erde zur Ernte bereiten für ein Volk, das sich in Ehrfurcht wiederfand. Säen und Ernten — Wachsen und Vergehen — Sorgen und Danken ist der ewige Rhythmus im Lebenslied des Bauern. Hohe Zeit ist Erntezzeit — heilige Zeit ist Werdezeit! Aus „Wir folgen“, Jahrbuch der Jungmädel

Mäerzarbeit

Früh um 4/8 Uhr rasselt der Weder, und Schlastrunken Jahre ich nach alter Gewohnheit noch mit geschlossenen Augen aus dem Bett. Ein Reden — ein Streden — ein Bild durch die Schelben; leis schlägt der Zweig der alten Linde gegen das geöffnete Fenster — in der Hofsinfahrt wiegen sich die Kronen der alten Bäume im Morgenwind, aus den Ställen höre ich das Klirren von Ketten, das harte Ausleben von Holzsternern, und — ja richtig — auch meine Vileglinge, die Gewohnet des großen Hühnerstalles vor meinem Fenster sangen an, unruhig zu werden — auch sie wollen ihr Futter haben.

Kurz darauf stehe ich im dunklen Aled, mit großer Schürze und sehr festen Holzjüchern vor den Klappen und Türen des Hühner- und Entenstalles, und bald wimmelt der Auslauf von unserem weißen Federroich. Während die Huhner sich laut gadeend und zankend über ihren hingestreuten Welzen hermachen, wackeln die Enten mit großer Eile durch das übrige Voil hindurch und watscheln in sauberer Ordnung zum Teich.

Frühstück ist es vollends hell geworden, ein neuer Mäerztag zieht ins Land. Veden Morgen stehe ich an derselben Stelle einige Augenblicke still, um nach dem Wetter, nach der See und noch dem Treiben des Nachbarn auszuschauen.

Veden Morgen erlebe ich dieselbe Freude, wenn die rhein-ländischen Stedler, die vor einem halben Jahre nach Wedlenburg kamen, laut singend ihre Pferde vor ihre rheinischen Kippwagen spannen, wenn die Jungen mit langen Peitschen bewaffnet eifrig umherrennen, und wenn dann immer um dieselbe Zeit alle Stedler gemeinsam — Wedlenburger und Rheinländer — im langen Zug und mit einem rohen Ried zur Feldarbeit hinausziehen.

Uder liegt neben Uder, Stunde um Stunde führen Bauer und Stedler in enger Arbeitsverbundenheit ihren Pfug durch den Boden, glätten mit der Egge die Erde und geben schließlich mit der Wolze über den Uder, um dann mit dem Säen zu beginnen. Fehlt dem einen das Helspann, so springt der Nachbar ein, wird dem Stedler das Pferd feant, so hilft der Bauer aus, sorgt sich mit um das Unglück des andern. — — —

Nachdem das Haus von oben bis unten blist, geht es hinaus in den Garten. Nun beginnt die Arbeit am Boden. Die leichte Ede des Gemüsegartens wird umgegraben, die Frühbeete werden gerichtet, Spaten, Haken, Hode und der Schubkerten werden eifrig gebraucht. Vom Dunghaufen wird der Mist herangefahren, der mit untergegraben wird, im Ratten holen wir uns besonders gute, schwarze Erde, die in die Frühbeete kommt. Ab und zu reden wir uns auf, willchen uns mit erdigen Fingern über das heilige Gesicht oder lachen über die Schwelen an unseren Händen. —

Schweigend arbeitet jede in ihrer Ede. Uns ist das Herz so froh, daß wir nicht reden mögen. Wir spüren bei all dem Schaffen dasselbe wie der Bauer auf seinem Uder: Arbeiten dürfen am Boden, leben dürfen, wie langsam das Werden und Wachsen anhebt, wissen dürfen, wozu man schafft. —

Wie fern liegt uns das Eilen und Hosten, wie unstrittig scheint uns das Geschwätz über Mode und Tanz! Wir können nur von früh bis zum späten Abend unsere Pflicht tun, oft müssen wir die Zähne zusammenbeißen. Was kümmern uns unsere harten schwieligen Hände, wir sind stolz darauf, denn wir wissen, wofür wir schaffen. Die Arbeit will einfache und anspruchslose Menschen, die ihren Stolz in ihrer Hände Werk sehen.

Nach der Ackerarbeit treten wir während der zweistündigen Freizeit einen Rundgang durchs Dorf an, denn jetzt heißt es, den Siedlerstauen, die teilweise dem bauerlichen Leben noch fremd sind, zu helfen. Wir helfen beim Buttern, bei der Käsezubereitung, beim Brotdenken oder — was besonders schön ist — wir bekommen die Siedlerkinder anvertraut.

Auf dem Rückweg freuen wir uns über den weichen Frühlingswind, über das erste Knospen und Blühen, über alle Männer, die da so ruhig und sicher über ihren Uder gehen, uns etwas zutun oder herantkommen, um für eine Mitbegleitung in der Stadt u. d. zu bitten. Wir spüren dann ja recht, wie fest diese neue Dorfgemeinschaft gegründet ist, die in einem gemeinsamen Handeln und Sorgen und in einem gleichen Denken wurzelt. Die hier über die Felder gehen, bebauen ihr eigenes Land, schaffen für ihre Kinder, sind Stedler und Bauern auf eigenem Uder...

Unser Weg führt uns an all den neu erbauten Häusern vorbei, die alle dasselbe dunkle Gesicht tragen, und die doch von der Verschiedenartigkeit ihres Besitzer flindern. Während der eine Hof schon sauber umgrenzt, der Garten abgezäunt ist, junge Bäumchen gesetzt werden, ist beim Nachbarn noch nicht die notwendigste Arbeit getan, das Wichtigste im Rückstand. — Wir wissen dann um den zähen Fleiß der Menschen, die von Früh auf gewohnt sind, Arbeit am Boden zu leisten und um die Sorglosigkeit und Unwissenheit der anderen, die meinen, der Boden schenkt...

Aber jedes Mal, wenn wir durch dieses neue Dorf gehen, spüren wir dieselbe Verbundenheit mit diesen deutschen Menschen, die hier einen Kampf aufgenommen haben, um ihren Kindern einmal ein schuldenfreies Süß Land und einen Hof übergeben zu können, oder zum Bauern, der seinen Besitz durch eine schwere Notzeit des deutschen Bauern durchhielt und der heute über seine Scholle schreitet, wie seine Väter es vor ihm taten. —

Nach dem Abendbrot gehen wir noch einmal durch unsere Ställe und schließen ab, sehen im Garten nach, ob kein Gerät steigen blieb, schütten Kohlen auf die Ofen in den Rattenhöhlen, und dann gehen wir mit den Schlüsseln in der Hand noch einmal ums Haus und durch die alte Baumreihe.

Nun kommt noch die Fildarbeit, bei der uns fast die Augen zufallen. Und wie wir dann todmüde die Treppe heraufschleichen und noch einmal über den dunklen Hof sehen, da wissen wir, daß diese Arbeit unser Leben reich macht und ihm einen tiefen Sinn gibt. Wir überdenken noch einmal die Geschehnisse des Tages, überlegen die Pflichten des Morgen und haben eine tiefe Dankbarkeit im Herzen.

Eine Jungmädelführerin.



Mädel im Landjahrheim Ein Dorf erzählt

Eines Tages brachte das Volksblatt die Neuigkeit, daß bei uns ein Landjahrheim eingerichtet werden sollte; und kurz darauf kamen schon dreißig Mädel anmarschiert. Sie kamen von der Bahn und trugen viele Koffer und Päckchen, auch Bündel hatten sie dabei, und durchweg hatten sie eine blosse Gesichtsfarbe. Zwar war es uns nicht möglich, sofort mit ihnen in ein Gespräch zu kommen; aber immerhin erfuhren wir so viel, daß sie aus einer rheinischen Großstadt gekommen waren und nun in unserem Dorf ihr Landjahr abmachen wollten.

Das Heim der Mädel, ein niedriger Backsteinbau, steht auf dem alten Gutshof. Bevor die Mädel eingezogen sind, ist es umgebaut worden. Am Eingang stehen die H- und die Halbkreuzlähne. Sie sind zum Wahrzeichen für das ganze Dorf geworden. Morgens um sieben Uhr werden sie hochgezogen, abends, vor dem Dunkelwerden, werden die Fahnen feierlich wieder eingeholt.

Schon längst vor der Flaggensparade, schon morgens um sechs Uhr, wird es im Heim lebendig. Eine Trillerpfeife ertönt, und es vergehen knappe fünf Minuten, bis die Mädel in Turnanzügen aus dem Haus gerannt kommen. Im Dauerlauf geht's dann zu einer Waldblichtung, die in der Nähe liegt, vorneweg die Leiterin.

Ja, vorneweg die Leiterin! Das ist nämlich durchaus keine müßige Vorsteherin, wie man vielleicht meinen könnte, und auch wir selber haben uns eine solche Heimleiterin natürlich ganz anders vorgestellt. Es ist ein lebhafte, frisches Mädel, eine BDM-Führerin.

Nach der Flaggensparade bleibt es im Heim eine Weile ruhig. Man sieht nur ein paar Mädel mit einem riesigroßen Topf über den Hof hin und her eilen. Der Topf ist so groß — es schleppen thier vierzehn davon. Ein verlockender Dampf steigt heraus. Es ist das Frühstück.

Das Frühstück dauert etwa eine halbe Stunde. Dann erkönt wieder die Trillerpfeise, die uns schon ganz vertraut ist, und die Sipplichkeit tritt zur Arbeitsverteilung im Hof an. Die Mädel haben sich Schürzen angezogen, ein Teil trägt grüne, ein anderer Teil blonde und wieder andere tragen braune, genau solche Umhängeschürzen, wie bei uns die Bäder- oder Schusterjungen tragen. Und um den Kopf haben sie Tücher gebunden, bunte Kopftücher. Ja, das haben sie uns sehr abgeguckt.

Die Heimleiterin und ihre Helferin treten nun vor die Mädel. Sie haben auf einem Blatt Papier den Arbeitsplan aufgezeichnet. Montags dauert die Arbeitsverteilung immer etwas länger, weil dann alle Gruppen neu eingeteilt werden. An den andern Tagen dagegen geht es sehr fit. Die Mädel wollen meist schon im voraus, was sie zu tun haben. Wenn es heißt „Wegtreten!“, dann holen sie sich flink ihre Spaten, Harken, Besen, Eimer und Schrubber, je nachdem, zu welcher Gruppe sie gehören.

Durch den Raum kann man sehen, wie im Hof mal ein Mädelstüd lädtlitzert oder mal eine Hauswand angefälzt wird. Undere Mädel wieder sitzen auf einer Bank in der Sonne und sind mit Besenbinden beschäftigt. Dabei singen sie lustige Lieder. Wenn erst einmal eine Gruppe mit Singen angefangen hat, dann singt im Raas das ganze Haus mit. Aus allen Fenstern des Heims spähen Mädelköpfe heraus, Staubtücher und Fußlappen werden ausgeschüttelt, von der Pumpe wird Wasser geholt, Rechtmäder werden weggetragen und das alles mit Gesang. Es ist kein gewöhnlicher Gesang, beide sind nicht! Die Mädel singen dreis und manchmal sogar vierstimmig.

Bei schönem Wetter kommen die Mädel, die gerade große Wäsche haben, mit den Wannen aus der Waschküche heraus und wäschten im Hof. Sogar die Röhmaschinen haben sie in die Sonne geschickt. Aus dem Hühnerstall kommen Mädel mit

Körben voll Eiern heraus. Mal werden Hühnchen gepunkt, mal wird Gemüse gepunkt und Gemüseobst fertig gemacht, es ist im ganzen ein schöner Betrieb. Nun ist auch die Zeit da, wo das Federbüch gefüllt werden muss. Einige Mädel rennen mit Gutterkübeln über den Hof, und alles was da freucht und leucht, rennt aufgeregt und hungrig hinter ihnen her. Um halbzwölf Uhr kündigt die Tellerpfeife den Schluss der Arbeit und die Mittagspause an.

Der Ettraum liegt im Erdgeschoss und hat große Fenster. Deshalb ist es uns möglich, ab und zu mal einen Blick hineinzuschauen. Frisch gelämmt, sauber gewaschen und mit gepunkteten Schuhen stellen sich die Mädel um die drei langen Tische herum. Wie wundern uns immer, wie manierlich die Mädel am Tisch sitzen. In dieser Beziehung haben wir entschieden etwas von ihnen gelernt. Wir legen jetzt zum Beispielp nicht mehr die Arme auf den Tisch und schlürfen auch die Suppe nicht mehr so laut wie früher. Nach dem Essen werden die Teller ordentlich zusammengestellt. Manchmal kann es passieren, daß die Mädel sie nochmals austesten müssen, weil es beim erstenmal gar zu laut hergegangen ist. Die Tische sind weiß gescheuert und mit vielen Blumen geschmückt. Das sieht sehr appetitlich aus.

Nun geht es schläfrig in die Betten, und für die nächsten ein- bis zwei Stunden schlafst das ganze Heim einen gelunden und wohlverdienten Mittagschlaf.

Der Nachmittag ist der Schulung gewidmet. Das schenkt eine recht vielseitige Sache zu sein, und wir Dorfbewohner haben lange gebraucht, bis wir herausgefiekt haben, was es denn da drinnen eigentlich zu studieren gibt.

Die erste Stunde von zwei bis drei Uhr bleibt sich immer gleich. Die Mädel sitzen mit einer Handarbeit im Speiseraum und ein Mädel liest dazu aus einer Zeitung vor. Manchmal sind es wohl sehr schwierige Dinge, die vorgelesen werden; denn wenn wir auch nicht verstehen können, was die Heimleiterin sagt, so können wir doch aus ihren Bewegungen genau erkennen, daß sie den Mädeln etwas erklärt. Meistens beim Lesen fragt sie oft dieses oder jenes Mädel etwas, wahrscheinlich um zu kontrollieren, ob alle folgen können. Zum Schluss fragt sie immer, was die Mädel über das Vorgelesene denken. Dann gibt es immer einen großen Lärm, und es wird alles laut erörtert. Einige Mädel schreiben dabei etwas in ihre Heften hinein. Man sagt, daß das die Fremdwörter seien und ihre Erklärungen.

Bei dem zweiten Teil kommen wir Dorfbewohner oft nicht aus dem Staunen heraus. Man kann sich denken, wie neugierig wir unsere Mädel durch das Drahtgitter des Zauzes gesteckt haben, als die Mädel zum erstenmal Volkstanz übten. Wenn sie tanzen, dann singen sie schöne Lieder dazu, und — ob sie es glauben wollen oder nicht — die Heimleiterin sieht sich mit nichts die nichts auf die Erde und spielt Ziehharmonika.

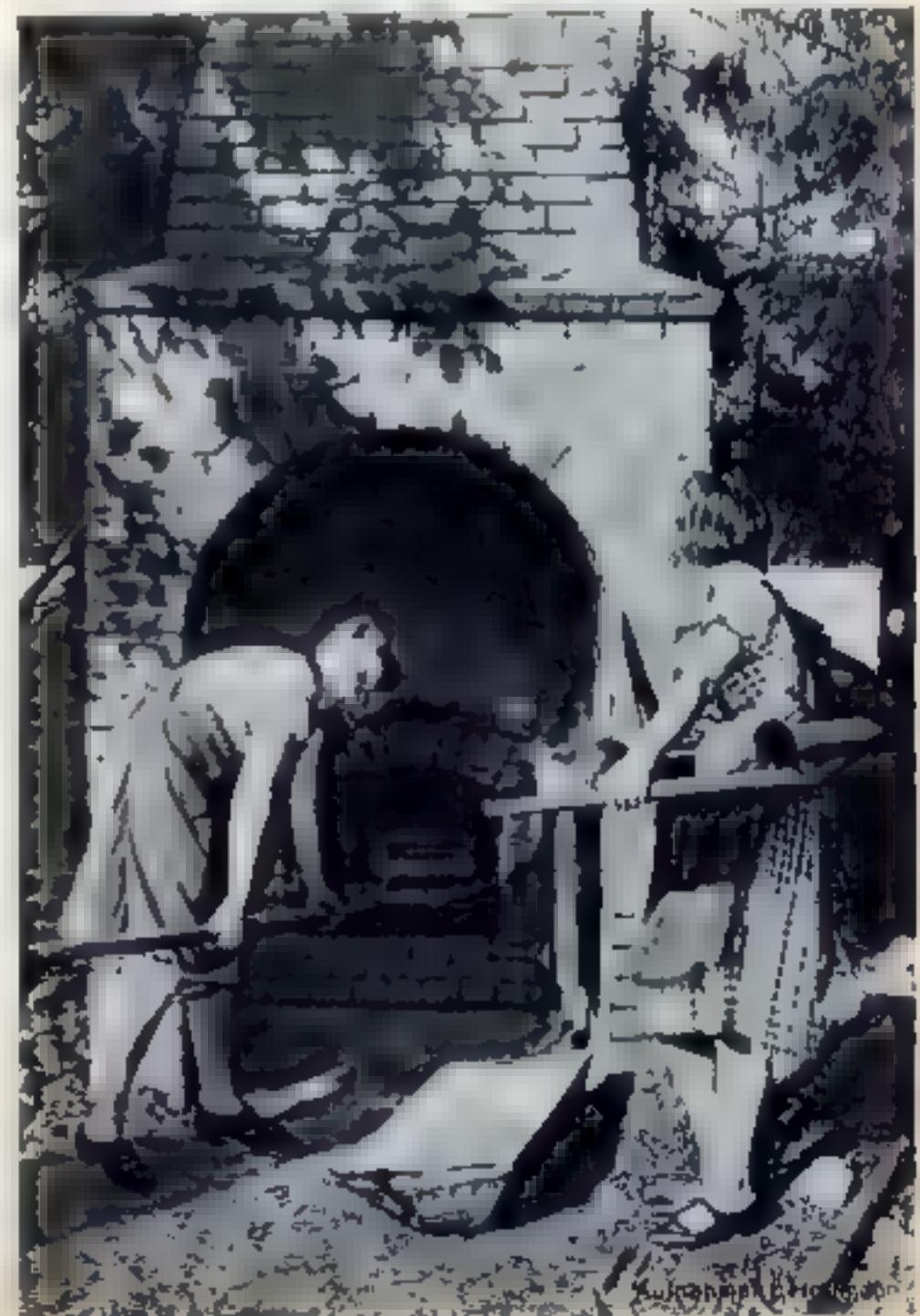
Einmal sahen wir nachmittags zu Hause, und plötzlich kommen die dreißig Mädel in ihren kostümierten Dirndlkleidern durch die Straßen marschiert. Unterm Arm tragen sie ihre Badehündel natürlich! Alles, was Zeit hat, und besonders die Jugend, rennt hinterdrein. Die Mädel haben doch wahnsinnig sofort den schönsten Badeplatz ausgelandschautet. Geschwind ziehen sie sich aus, legen ihre Kleider ordentlich nebeneinander, und dann geht's ins Wasser. Zuerst kommen die Rüschschwimmerinnen an die Reihe. Die Heimleiterin erteilt ihnen richtigen Schwimmunterricht. Wir haben genau verfolgen können, wie das Häuflein der Rüschschwimmerinnen täglich zusammengekrochen ist. Schließlich sind es nur noch drei oder vier Mädel gewesen, die noch nicht schwimmen konnten.

Bei Regenwetter wird im Werkraum gebastelt; aber die Heimleiterin liest den Mädeln etwas vor, einige schreiben in ihre Tagebücher. Damit sie auch das Rechnen und Schreiben nicht verlernen, kriegen sie manchmal etwas diktiert oder Rechenaufgaben gestellt... Und Denlaufgaben haben sie, bei deren bloßem Unhören uns schon der Kopf raucht.

Bestimmt seit die Landjahrmaedel bei uns sind, haben wir Dorfbewohner oft was zu staunen!



13 500 Mädel werden 1936 durch die Landjahrslager erlaßt



Von deutscher Bauernnot

Die zunehmende Verschuldung des Reiches zusammen mit einer unsinnigen Steuerpolitik belasteten die deutsche Landwirtschaft in einem Maße, daß sie bereits 1928 eine Schuldenlast von 15 Milliarden trug. Die Regierung tat nichts, um zu helfen. Man nahm im Gegenteil den Bauern jede Möglichkeit, diese Schulden einmal abzudeden. Die Grenzen wurden für Unmengen von ausländischen Lebensmitteln geöffnet, die natürlich die Preise drückten und bald ein Überangebot von landwirtschaftlichen Erzeugnissen schufen, bei dem deutsches Getreide, deutsches Vieh, deutsche Butter und Eier kaum noch abgekauft werden konnten.

Die Bauern hatten keine Einnahmen mehr. Sie konnten natürlich Steuern und Schulden nicht bezahlen, die Kosten hauptsächlich, und die Höhe wurden vom Finanzamt versteigert. Zuerst wurden die gefährdeten, wirtschaftlich an sich schon ärmeren Gebiete davon erfaßt. Das waren die an der Grenze und bei Osten. Polen und Litauen erwarben hier das Bauernland nur zu billig.



Die Zwangsaussteigerungen sprechen am deutlichsten von der Not der deutschen Bauern unter der Systemherrschaft

Die Bauern sammeln sich, sie wollen ihr Recht vertheidigen. Demonstrierten sie im Anfang nur gegen die Steuerbelastung und andere mehr materielle Dinge, so erkennen sie bald, daß es im Grunde um viel mehr geht, um die Idee und den Gedanken des Bauernstums überhaupt, um die Scholle, um die Heimat.

Es ist keine Organisation, die sie zusammenhält, — und doch sind sie überall tätig, überall da. Die schwarze Fahne mit dem Bundeshaken weht wieder vor einem verzweifelten und zum letzten entschlossenen Bauernheer. Sie haben keine Waffen und berufen nicht mit Gewalt die Kraft des Feindes. Überall überall, wo ein Hof versteigert werden soll, stehen die stummen, unheimlichen Waffen der Bauern und hindern nur durch ihre Gegenwart. Überall, wo Vieh gepfändet werden soll, sind sie da.

Der Staat spürt die wachende Macht, kann nichts lassen, verucht Verhaftungen, verurteilt, — die Front der Bauern wird nur stärker. In Neumünster geht Polizei mit der blauen Waffe gegen die Bauernversammlung vor, bei folgendem Prozeß läßt ganz Deutschland ausstechen. Über geholt wird nicht. Da krachen überall die Bomben. Sie sollen niemand verlegen sie sollten nur auswenden, nur aufzutüteln.

Die Regierung greift nun mit rücksichtsloser Schärfe ein. Im Altonaer Prozeß wird Klaus Heim, der stärkste Führer, und seine Kameraden zu langen Zuchthausstrafen verurteilt. Gelegen mußten dazu umgewandelt werden. Es gab keinen rechtlichen Grund gegen sie.

Immer stärker erkennen die denkenden Teile der Bauernbewegung, daß im Nationalsozialismus, in der Bewegung Adolf Hitlers, die einzige Möglichkeit auch zur Verwirklichung ihrer Ziele liegt. Sie erkennen, daß eine klare politische Haltung notwendig ist, daß eine starke Front geschaffen werden muß. An die Stelle der schwarzen Fahne tritt das Hakenkreuzbanner, Führer der Bauern wird Adolf Hitler, ihr Ziel ist nicht mehr einzig und allein die Bauernbefreiung, ihr Ziel wird die Freiheit des Reiches.



Aufnahme: Schögl

Der Hof

Und dies ist die Welt, die Liese kennt: Hof und Garten, weite Felder, Wald und See. Was sonst noch ist — die Stadt, in der sie zur Schule geht, die hastenden Menschen dort —, gehört ihr nicht zum richtigen Leben. Sie hat sich das noch nie überlegt, aber sie weiß es. Und wenn irgendwo das Wort „Heimat“ ausgesprochen wird, sieht Liese den See, über den die kleinen Wellen tanzen, sieht den Sternenhimmel über den dunklen Baumwipfeln, spürt den guten Geruch der Erde, wenn Vater pflügt.

In der Schule steht sie abseits. Die andern, die Stadtmädel, kommen nicht zurecht mit ihr, weil sie anders ist als ihre Klassenkameradinnen. Liese hat immer ein bisschen rissige Hände und riecht nach Land und Viehdeien. Man kann mit ihr nicht über all die kleinen Richtigkeiten sprechen, die die Mädel aus der Stadt beschäftigen. Dieses helle Auge blickt dann so leidlich verständnislos, und nach einer Weile sagt sie irgend etwas, womit sie nichts anfangen können. Erst: „In diesem Jahr wird es viel Kartoffeln geben —“ Darauf: „Du möchtest Suße kennen, — Suße ist das klügste Pferd, klüger als viele Menschen —.“ Und seit die Mädel wissen, daß Liese die Nachmittage lang auf dem Feld arbeitet, daß sie Schweine füttert und das Federklei besorgt, seit sie dies wissen, sprechen sie kaum noch mit ihr.

Liese hat sich daran gewöhnt. Es gleitet von ihr ab, wenn sie weiß, daß ihre Welt eine andere ist. Es ist ein hartes Leben, das die städtischen Bauern führen. Klem und Karg ist der Boden. Alle Hände müssen mithelfen, und Liese weiß das. Sie fühlt keine Schwere dabei und keine Unlust. Es ist ja ihre Heimat und ihr Hof, wofür sie schafft. Ein Gedanke steht über ihrem Leben: wenn ich groß bin — wenn ich Mutter alles abnehmen kann!

Aber dieses eine spürt Liese: Doch sich eine große dunkle Wolle vor das Leben schiebt. Viel Lachen und Reden konnte man nie auf dem Hof, dazu ist die Art der Bauern zu schwer und zu ernst. Aber jetzt hört es ganz auf Liese steht, wie die Mutter immer blasser und müder wird, und strengt ihre kleinen Kräfte an, ihr zu helfen.

Der Vater ist oft in der Stadt, und wenn er zurückkommt, hat er bäre Augen und eine laute Stimme. Dann war er auf dem Finanzamt, dann ging es um dieses Schreddliche, das Liese nicht versteht, — um Geld und um Steuern. Und einmal hört Liese, wie der Vater aufstöhnt: Sie werden nicht ruhen, bis sie uns vom Hof gejagt haben! Da lacht sie eine große Angst: Vom Hof jagen, — das geht doch nicht. — es ist doch ihr Hof?

Sie nimmt sich vor, Heiner danach zu fragen. Heiner — der ist auch anders geworden. Sonst hatte der große Bruder immer Zeit für sie, jetzt ist er abends kaum noch da. Liese bringt ihm das Brot aufs Feld und grüßt vor sich hin. Warum wird alles so anders? Warum sind Vater und Mutter so in Sorge? Warum hört sie so oft von Not und Elend? Warum hat Heiner so ein kantiges Gesicht und so zornige Augen bekommen?

Wie sie jetzt zu ihm kommt, hört er nicht aus mit dem Pflügen. Früher, da war dies auch anders; da durfte sie einmal herumstolzigen, während Heiner nur die Augen hieß und ob und an den Pflug zurecht rückte. Dann sangen sie wohl auch, und er wußte immer eine Geschichte und ein gutes Wort für sie. Jetzt, — er schaut nicht auf. Sie trotzt hinter ihm her, spürt die gute, duftende Erde, hört wieder Vaters Stimme: „Vom Hof jagen — — —!“ und ein Würgen hält ihr in den Hals.

„Heiner, warum hört du nicht auf?“ — „Keine Zeit, Liese, ich muß heute abend früher fertig sein, ich habe Dienst.“ — „Dienst“, was ist das? Wo dient Heiner und wem? Der Bruder hält plötzlich mit einem Ruck das Gespann an, — „Liese, nicht bloß bei uns ist Not, — nicht bloß uns wollen sie vom Hof haben —“, mit einer weiten Handbewegung weist er über das ganze Land: „überall ist es so, hier bei uns, bei denen drüber, — und dort auch; im ganzen Reich, Liese. Sie wollen nicht uns kaputt machen, und Poluhns und Lemles,

sie wollen Deutschland vernichten. Wir sind bloß ein kleiner Teil. Uns allen wollen sie die Heimat nehmen!“

In dieser Nacht kann Liese nicht schlafen. Herbststurm rüttelt an den Fenstern; es regnet, und Liese denkt an den Bruder; — wo ist er, — wo tut er „Dienst?“ — Und wer ist dieser furchtbare Feind, der sie vernichten will? Sie? Deutschland und hat Heiner gelagt, — und das ist das Neue, das Liese in ihrem Denken zu groß und fremd ist. Das geht doch nicht, das kann doch nicht sein? Was Heimat und Zuhause ist, weiß sie. Was man ihr das nehmen will, — „man“, das Geld und die Steuern, — das hat sie in den letzten Wochen gelernt. Aber Deutschland?

Ein Bräusen ist vor ihrem Fenster, — der Sturm? Nein, Stimmen, Rufe, sagt versteht sie es deutlich, — ein immer wiederkehrendes Rufen: „Deutschland erwache!“ Dann wird es still. Unten geht die Haustür, Heiner ist zurückgekommen.

Am andern Tag muß sie ihn fragen: „Wer hat Dir das gesagt — von Deutschland? Wer will es haben, daß Du Dienst tust? Und warum?“ Heiner schlüpft sie schwiegend durch seine Zimmertür, reicht ihr ein Bild: „Das ist unser Führer“, zeigt sie ein rotes Tuch mit einem seltsamen Zeichen in der Mitte, — „so sieht unsere Fahne aus. — Und warum, Liese? Weil Deutschland uns braucht“

Noch ehe es richtig Winter ist, müssen sie vom Hof. Liese begreift nichts. Sie kann nicht weinen, sie weiß keine Worte. Sie fühlt die Mutter und sieht nicht zurück, als der Wagen sie zur Stadt bringt. Der Vater ist so ruhig, daß man Angst hat vor ihm, und Heiner ist fort.

Das ist das schlimmste, daß nun niemand da ist, der ihr auf alle Fragen Antwort gibt; und es gibt doch so viel, das Liese nicht begreift. Suße ist noch da, das Vieh. Man kann keine Arme um den Hals des Tieres legen und sein Gesicht an das glatte warme Fell drücken. Dann kann man die Augen zuschließen und denken, alles sei nicht wahr, und man sei wieder zu Hause. Aber dann ist eines Tages Suße auch fort, und der Vater lädt aus seinem Bett auf: „Lah mich in Ruh, Du weißt doch, daß wir nichts mehr behalten dürfen!“

Liese läuft durch die Straßen und sucht den Himmel, sucht Ader und Weite. Aber es bleiben überall Steine und Menschen und Vögel. Abends in ihrer Kammer liegt sie lange ohne Schlaf und sieht ins Dunkle. „Warum?“ — und immerzu denkt sie an Heiner. Der tut nun irgendwo Dienst, — Dienst für den Führer, für Deutschland. Sie wird wieder ein wenig froher, als sie an den Bruder denkt, und sie versucht, den Eltern davon zu erzählen. Der Vater hört nicht zu, — aber die Mutter, die nun schon lange franz liegt, reicht ihr leicht übers Haar: „Wir wollen hoffen, Liese, . . .“ Da weiß das Mädchen, daß die Mutter daselbe denkt und glaubt wie sie.

An einem klaren, kalten Winterabend steht Liese an der Straße eingekleist zwischen Menschen und wartet. Verirrte Klönge kommen zu ihr, schräge Takte der Marschmusik, — und dann liegt ein langer Zug SA um die Ecke. Das rote leuchtende Fahnenstück baucht sich im Wind, feste Fäuste umklammern den Schäft. Heiner trägt die Fahne. Liese fühlt, wie ein glühender Strom durch sie geht. Heiner hat wieder helle, schräge Augen. So sah er zu Hause über die Felder, — so sah er nach den Wolken und den ziehenden Vögeln, — und Heiner trägt jetzt die Fahne. Ganz groß werben Lises Augen, und alle Angst, alles Rücksichtslosigkeit dieser letzten Zeit fällt von ihr ab. Nur diese Fahne ist noch da, und der Name, den Heiner ihr sagte: Adolf Hitler.

Durch die dunklen Straßen geht Liese nach Hause, zur Mutter. Sie sitzt an ihrem Bett und hält ihre schmalen, kranken Hände „Mutter“, sagt Liese, „Mutter, Heiner trägt die Fahne, — und die Fahne ist Heimat, und Deutschland zugleich. Der Führer wird die Not zwingen, — auch unsere Not, Mutter. Wir müssen nur glauben.“

In dieser Nacht träumt Liese wieder vom Ader, vom Wald und vom See.

Inge Klamroth



Im Salzburgischen hatte der Abt seinen Hof. Dem Bischof von Salzburg war er lehnspflichtig mit dem Gebiet zu Michaelis. Es ist ein geteuer Mann gewesen, der Pauli, ein reichsäffnerischer Haushalter und ein Bauer, wie nur einer. Als er noch ein junger Bursche gewesen, hatte er manche Fahrt gemacht und war weit durch die Lande gekommen. Vieles hatte er gesehen. Seltsame und fremde Gegenstände verwahrte er in seiner geschnittenen Truhe. Auch wußte er manche sonderbare Geschichte zu erzählen. Seine Freunde sagten, der Pauli sei manchmal etwas wunderlich im Kopfe.

Auf einer Salzfahrt nach dem Norden war er auch einmal an das Östmeer gekommen. Von dort hatte er ein Stück Bernstein mitgebracht. Eine Welle hatte es an Land geworfen, und als er es gegen die Sonne hielt, sah er, daß zwei Mücken mit zierlichen, schillernden Flügeln darin eingeschlossen waren. Sein Gastfreund schloß ihm das Stücklein glatt und freute sich, wie der Fremde mit staunenden Augen die kleinen Tiere in dem Stein bewunderte.

Das lag nun alles weit zurück, aber in seiner Seele stand die Erinnerung davon noch frisch und lebendig, und oft erzählte er abends den Seiten davon. Niemand aber lachte dem Pauli so anrüchig, wie das Unnale. Das Unnale war von seinen Kindern am meisten nach ihm geraten. Oft hielt er mit dem Kinde Zwiesprache, und der Mann und das Kindlein redeten ernsthaft über Himmel und Erde, über Tiere und Blumen. Die Mutter ließ sie gewähren; hatte sie doch selbst ihre Freunde an den wunderlichen Geschichten der beiden.

Als der Pauli nun einmal sein Bernsteinstückchen vorwies und die Augen seines Kindes so eindringlich nach dem Wohrer und Warum fragten, hob er das Unnale auf seine Arme und erzählte.

„Da schau, die beiden kleinen Mücken in dem goldenen Stein, die habe ich da oben gefunden am Meer. Sieh recht zu, und du wirst erkennen, daß das keine gewöhnlichen Mücken sind, wie sie bei uns zu Tausenden umherschliegen. Schau einmal, was sie für schimmernde Flügelchen haben, die sind aus lauter hauchzarten Diamanten gesponnen. Dafür sind es aber auch nicht immer Mücken gewesen.

Da oben am Meer hat vor langen Jahrtausenden ein großer Wald gestanden. Ein mächtiger König, der glücklich und stolz

mit seinem Volk lebte, hat über das Land geherrscht. Weil aber der König und seine Krieger so mächtig und weithin gefürchtet waren, wagte sich kein Feind heran. So war tiefer Friede im ganzen Land. Der Bauer pflügte in Ruhe seinen Acker, und alles glich prächtig. Nur die jungen Burschen wurden es müde, immer nur von dem Waisentum der Alten erzählen zu hören und selbst tatlos jetzt zu müssen. So suchten sie Handel mit den Nachbarn. Da sie aber die Städter waren, machte ihnen der ungleiche Kampf keine Freude, und sie jogen aus, um Abenteuer zu suchen.

Der König und seine alten Räder blieben allein zurück mit den Kindern und Frauen des Volkes. Lange blieben die jungen Männer aus. Es dauerte nicht lange, bis die feindlichen Nachbarn merkten, daß der König und seine Räder alt und des Kampfes müde waren und für sie die Zeit gekommen war, um in die Dörfer einzufallen. Des Königs junge Tochter aber sprach: „Vater, ich will gehen, um jenen jungen Kriegern Runde zu bringen, daß sie kommen und ihre Rücksicht tun.“ Der Alte wollte das Mädchen nicht ziehen lassen, denn er fürchtete, sie würde im Wald umkommen. Doch da stellte sich ihr junger Bruder, den die Männer als halben Knaben nicht hatten mitnehmen wollen, an ihre Seite, und versprach, die Schwester sicher ins fremde Land zu geleiten. So ließ der alte König sie ziehen.

Sie machten sich logleich auf den Weg und gingen gen Süden, wohin sich die Ausziehenden gewandt hatten, gen Süden, wo Abenteuer und fremde Länder von unergründeter Schönheit löschen. Noch waren sie nicht weit gekommen, da trafen sie auf einen Trupp feindlicher Späher; bevor sie sich verbergen konnten, stieß ein Vogel von Pießen über sie her. Das Mädchen fand schwer getroffen leblos zur Erde.

Auch der Königssohn wurde verwundet. Doch er schleppte sich weiter, um die Brüder zu suchen. Eine kleine schimmernde Mücke mit diamantenen Flügeln setzte sich auf seine Hand. Er wußte, es war die Seele der Schwester, die ihr Gelöbnis erfüllen wollte, und so trug er sie mit. Er wurde wieder froh in seinem Herzen und ging weiter. Doch mehr und mehr schmerzte ihn die Wunde, auf die er bisher kaum geachtet hatte.

Immer wieder mußte er ruhen, und immer länger sah er zufrieden am Weg. Schließlich erlahmten seine Kräfte ganz, und er lag still, schaute in den Himmel hinauf und wartete auf den

Tod. Möglicher fühlte er, wie alles Schwere sich von ihm löste, und wie sich zwei schimmernde Flügel der sinkenden Sonne entgegenhoben.

Nun schwiebten zwei schimmernde Nüden und zegten die Flügel, bis es dunkel war und sie todmüde auf dem Stamm eines alten Baumes niedersanken. Der Sturm fuhr mächtig von der See, strich durch die Kronen und knickte die jungen Stämme mit gewaltiger Kraft. Die Seelen der beiden Königskinder aber wollten nicht eher ruhen, bis sie den Kriegern nicht Ruhm vom Kampf um die Heimat gebracht. Sie lauschten dem Toben des Sturmes und des Meeres, und es schien Ihnen, als lämen die Wogen näher und näher. Dann spürten sie nichts mehr, — das Herzblut des Baumes war golden über sie geronnen und hatte sie eingeschlossen für alle Ewigkeit; das Meer kam und bedeckte sie und mit ihnen den Wald und das ganze Land.

Wieder nach langen Jahren wuchs die See zurück und gab das Land langsam Zoll um Zoll wieder frei. Der König aber war tot, und die Kinder seines Volkes sind noch nicht heimgekehrt. Manche sind in fremden Ländern geblieben und haben dort neue Heimat gefunden, manche sind verborben und gestorben, wenige sind zurückgekehrt. Die beiden Seelen aber ruhen noch immer. Sie sind im goldenen Bernstein geborgen, damit sie ihren Schwur lösen können."

So hat es der Uhn dem Unnele erzählt, und von da an hat das Unnele immer von der Düne geträumt, von den Silberdistanzen und dem Meer, aber es hat sich das alles nicht recht vorstellen können. Es hat einmal seinem Bruder darum gefragt; aber der hat es auch nicht gewußt. Sie fragte noch einmal den Vater; der meinte, sie könne ihm schon glauben, es hätte sich alles so zugetragen; er wußte gewiß, daß es noch immer ruh und heimgekehrt.

Da hat das Unnele sich aufzuladen gegeben und hat mit der Zeit den Bernstein vergessen, der in der Truhe lag. Es gab wahrscheinlich anderes zu denken. Sie war nun erwachsen und sah mit wachen Augen, wie der Vater und viele andere vom Bischof hart behandelt wurden. Eines Tages mußten sie fort von Haus und Hof; denn sie vermochten es nicht, ihrem Glauben abzuschwören. In dieser Zeit ließ ihr wieder das Bernsteinstückchen mit den schimmernden Tierchen in die Hand, und sie fühlte wieder Mut. Hatte doch der Herr jenes Dünenlandes Ihnen es als neue Heimat geboten. Das Unnele sah auf den Stein in ihren Händen. „Vielleicht ruft Sie auch mich; vielleicht war einer eurer Söhne auch mein Urahn", dachte das Unnele, und es ward ihm ganz leidlich zumute. Hörtan trug es den Bernstein an einem silbernen Ketten um den Hals.

Viel später, nach beschwerlicher Wanderung, hat das Unnele wirklich einmal das Meer und die Düne gesehen, und was es dabei gedacht haben mag, weiß ich nicht, denn gesagt hat es zu keinem etwas. Nur seinem Sohn hat es, als er in den Krieg zog, keine Kette umgetan und ihm die Geschichte vom Uhn erzählt . . . Und als das Unnele sich zum Sterben hinlegte, hat man ihm versprechen müssen, das Schmuckstück wohl zu hüten. Ummer der älteste Sohn sollte es seiner Braut zum Verspruch geben, damit sie der Heimat die Treue hielten.

Und so ist es geschehen. In Moskau und im Oberland, an der Weichsel und im Samland haben Unneles Söhne gesessen. Alle haben dieselbe Liebe zu der weißen Düne am Meer mit den herben Distanzen und dem Thymian gehabt. Einmal ist einer ausgewandert; er ist nach langen Jahren wiedergelommen. Die Unnele hat Recht gehabt; der Stein bringt den Träger immer wieder.

Nur der Letzte ist nicht mehr heimgekommen, er ist in Flandern geblieben. Er hat den Bernstein nicht mehr zurückbringen können, aber er brauchte es auch nicht. Denn er ist einer von denen gewesen, die der Heimat die Treue hielten. So erfüllte er das Gelöbnis der Königskinder.

Ein Ostlandmädchen



Jungmädel erzählen

WHD-Sammlung in Tientsin

Punkt 1/10 Uhr kommen die Truds angebaut, mit denen wir heute in Tientsin herumgefahren werden, um Pakete für das Wirtschaftswerk abzuholen. Im Schulhose stehen schon einige Wagen, die von den Jungen sofort untersucht werden. Der eine sieht sich ans Steuer, der andere hupt, ein dritter untersucht den Kühler, und unzählige lanzen oben auf dem Wagen herum. Der Trud ist gut gefedert, und wenn die Jungen dar- auf herumspringen, wippt er wundervoll.

Einer nach dem anderen kommt an, bis zuletzt nur noch Gudrun fehlt. Obwohl wir ihr gestern gefragt haben, daß wir „Habekratzen“ aus ihr machen, wenn sie zu spät kommt, ist sie immer noch nicht da. Sie hat die Zettel der Leute, von denen wir die WHW-Pakete abholen wollen, und ohne Ansichtslisten können wir nicht anfangen. Gerade wollen wir sie abholen, da kommt sie auch schon ganz gemütlisch und meint, wir sollten uns doch nicht so aufregen, es wäre ja noch gar nicht spät.

Wir werden auf zwei Truds verteilt, bekommen den ersten Trud unter Führung von Peter und haben die Deutsche Konzession abzuloppen. Wir führen die Fahne mit, die anderen die zwei Wimpel. Unser Trud ist natürlich der schönere, denn wir haben ja auch etwas ganz Besonderes, auf das wir alle stolz sind: Wir haben einen „Krommierpimpf“.

„Achtung!“ ruft Peter, und schon geht es los. Wir fahren zuerst in die deutsche Konzession. An der nächsten Ecke wird Halt gemacht, die Zettel mit den Ansichtslisten werden verteilt, und wir laufen dabei nach allen Richtungen auseinander. Bald kommen wir mit Paketen zurück, die mit viel Krach und Geschrei auf den Trud geladen und sofort begutachtet werden.

Auf Peters Kommando läuft auch unser „Krommierpimpf“, was er nur laufen kann, und bringt nach kurzer Zeit ein großes Paket angeschleppt. Er stöhnt furchtbar, aber er läuft es sich nicht abnehmen und wehrt sich energisch, als ein anderer ihm helfen will. Er ist stolz, daß er als erster wieder da ist, aber er zeigt es nicht. Gelassen nimmt er das Lob hin und verzichtet keine Miene.

Drei Straßen sind abgegrast. Erich bemerkt, daß ein kleiner Bengel immer hinter unserm Trud herläuft. Er gehört nicht zu uns, aber an seinen Augen kann man sehen, daß er furchtbar gerne mitmachen möchte.

„Darf er bis zu seinem Haus mitfahren?“, bittet Erila. „Natürlich“, und schon sieht der Bengel oben und schrekt vor Begeisterung mit, denn ein riesengroßes Paket ist in Sicht. An der nächsten Ecke bekommt er auch einen Zettel, und später denkt er gar nicht daran, an seinem Haus auszusteigen; auf dem Trud gefällt es ihm viel besser. Immer mehr Pakete werden herangebracht. Wenn manchmal eins nicht gut verpackt ist, guden wir schnell hinein. Da finden wir fast immer schöne, warme Sachen; einmal entdeckten wir sogar eine kleine Pelzhose, einen guten Mantel und rote Schuhe.

Von weltem lebt ich schon einen Pimpfen aus dem Hospital kommen. Er schleppst ein großes Bündel mit. Auf einmal — o weh — platzt das Paket, und weiße Wölche fällt auf die Straße. Kleiner Zwischenfall ...

So geht es von einer Straße zur andern. Überall werden wir freundlich aufgenommen und bekommen Bündel und Pakete. Stolz verläudnen wir, wer ein besonders großes Paket gegeben hat.

Wir stehen gerade an einer Ecke und warten auf das letzte Paket. Wir wollen weiter und haben keine Lust mehr zu warten. Da meldet einer: Eine „Dame“ in Sicht. — Diese

„Dame“ kommt mit leichten Schritten näher. Wir kennen sie und können sie alle sehr gut „leiden“. Lautlose Stille ist auf dem Trud. Alle gucken. Jeder merkt, daß etwas in der Lust liegt. Was ist denn los? Einer muß doch etwas sagen! Da ruft Peter der „Dame“ auch schon zu, ob sie uns denn nicht helfen möchte. „Nein, danke“, tönt es hart zurück. Wir brechen in ein schallendes Gelächter aus, und die „Dame“ geht schnell fort.

In der Hauptstraße erregen wir Aufsehen. Wir sind sehr stolz auf unsere Fahne, die im Wind flattert. Alle haben wir unsere Dienstracht an. Die weißen Blusen der Mädel leuchten. Sooft grüßen uns viele mit „Abend“, wenn wir „Heil-Hitler“ sagen; aber heute fliegt bei allen der Krm hoch, und sie erwidern unsern Gruß „Heil Hitler“, der ihnen vielstimmig vom Trud zugerufen wird.

Auf der Rückfahrt treffen wir zwei Pimpfe vom zweiten Trud. Wir hellen mit Hurra auf, daß wir mehr gesammelt haben als die anderen. Bevor wir uns trennen, rufen wir uns zu: „Auf weiteren guten Erfolg“.

Zwei Stunden später sind wir wieder am Sammelpunkt, nun langen wir an, die Sachen abzuladen. Zunächst müssen wir unsere eigenen Mäntel herausfinden, damit sie nicht auf die Winterehle kommen; diese Opferbereitschaft wäre unseren Eltern bestimmt nicht recht! Über den Schul eines Jungen können wir nicht wiederladen. Er macht sich zwar nichts daran, aber seine Mutter wird weniger erbaut davon sein.

Unser Trud fährt nun zurück in die deutsche Konzession, wo alle Jungen und Mädel abgeladen werden. Wir fanden es alle wunderschön. Es hat uns Holz gemacht, daß wir uns so für unsere Volksgenossen in der Heimat einleben konnten. Am liebsten gingen wir nun jeden Sonntag sammeln. Aber leider können wir es nur noch einmal in diesem Jahr tun, und darauf freuen wir uns schon alle!

Ein Jungmädchen aus Tientsin.

Bei unserm alten Türmer

So klein und schwer beweglich ist das gute, alte Münster, so voller Merkwürdigkeiten steht es, voll seltsamer Dinge und Menschen. Wir hatten es nicht glauben wollen, daß oben auf dem Lambertsturm noch so ein rüchiger alter Türmer sitzt und um Mitternacht die Stunde läßt. So sind wir eines Tages mit der ganzen Jungmädchenschaft hinaufgestiegen und haben beim Türmer gesessen.

Der Alte hat sich brennig gewundert, als er uns da oben sah, und schaute. Da ist er in die Turmtube gegangen und hat uns das seltsame Wiebelwerk gezeigt. Er hat uns von der grausamen Zeit der Wiedertäuser erzählt, als wir nach der Verderbung der eisernen Rüstge fragten, die am Turm aufgehängt waren.

Unten die Stadt lag schon im Dämmern, als wir in der engen Turmtube um den abgeschwabten Tisch sahen. Der Alte war schon mittan drin im Frühjahr. Wir hörten von Jan van Leyden, Reichting und Anipperholting und von der Zeit der rauflustigen und glaubenssichrigen Bischöfe, an denen Münster immer reich gewesen ist. Wir hörten von dem Kreisfahnen Adel, von den Höfen der Königsstraße und von der grünen Gasse, in der einmal die Pest und der Tod so schrecklich gehaukt hatten, daß die Straße ausgestorben war, so daß das Gras zwischen den rumpeligen Kopfsteinen wuchs.

Das hat den Abend lange gebaut mit dem Zuhören. Kleine Ecke war so „pröddelig“ und doch gemütlich warm. Ich mußte immer wieder das messinggebogene Ding an der Wand anrufen, das Horn, in das er auch heute wieder blasen würde. Vorsichtig, wie man ein zerbrechliches Ding anfaßt, ging es von einem Jungmädchen zum andern. Zum Schluß legte der Türmer es bedächtig auf seine Arme, drehte die Schnur um seine Hände und ließ das Licht auf das Metall fallen. Dabei erzählte er diese alten, „vergessenen“ Geschichten wie einer, der vor sich hin spricht.

Kennt du sie nicht mehr, die Geschichte vom alten Wibbel und vom „Profiserken“ aus der Lüdesburg? Hanne sahnt in dem niedrigen Eckenfenster und lägt ihre Hände gegen die welskgepolte Wand baumeln. Wir sahen alle zum erstenmal in unserem Leben die Stadt in ihren eigenen Merkwürdigkeiten begraben unter uns liegen. Der Alte weiß das so gut wie wir: trotz der Kinos, der Lichtreklamen, der lauten Varietés, steht über allem das Beständige des so „störtischen“ Münsterländer. Da und dort in den alten Straßen mit den hohen Giebeln wird noch immer das gleiche gute Bier gebraut, und da sieht irgendwo noch ein alter Wagenscheld, der es den anderen lagen mag: Wo Iden lig un Geelen waht, da waht auf Luh be daobl pacht; da sieht irgendwo noch einer, der seine Wiedertäuscherfrüge formt. Solange noch der „olle Ziegenbaron bi'm ollen Türk sitt un de olle Diärche nao Hülsbost pattek“ vor Strümpe Koppen, solange lebt bisje olle Schlag noch“.

Ihr müßt dafür sorgen, daß da unten in den Giebelhäusern, in den merkwürdigen Menschen, immer auch die unwürdige und unverwischte Art wach ist. Vaht ruhig den Fremden in eurer Sprache herumrätseln und eure verschlossene Art lachen, — genau so wie es der alte Landois machte. — Wer war das?

Und nun geht er nicht ab von diesem Menschen und seiner Geschichte, die in Münster lebt. Wie hörtet zu, rüdtet an das „Jiltje Dessen“ heran, und ob er nun erzählst bis Mitternacht . . . wie hören zu.

„Daran, daß der Landois jedeenen kannte, davon weiß ich was zu sagen. Ich war damals noch ein Junge, und mächtig interessant war dieser große Mann mit dem Krückstock und der Peife im Mund. Das ging damals so um von wegen des neuen zoologischen Gartens und der Wissenschaft. Jau, der Landois, das war ein echter Münsterländer, groß und kräftig! Er hat sich von nig umbiegen laufen.“

Er soll ja auch der geistlichen Wissenschaft gepflogen haben, aber da ist dann später nix daraus geworden, weil das dem Jungen schon „leige“ im Blut gelegen hat und seine Sprache nicht wie die Kanzel war. Das wäre was gewesen, hätte der Landois auf der Kanzel gestanden und hätte eine Predigt gehalten über „In Minimi natus maxima . . .“ und hätte das alles „hauptsächlich mit de plattdeutsche Sprache“ gesagt, dann hätte ihn der Prälat samt des „Köllinders“ seines würtzigen Armes „enthoben“.

So hatte er denn das „Köppen“ anderen Dingen zugewandt: da hat das münsterische „Profiserken“ den „Franz Eßing“ gesichtet und seine Naturwissenschaft in die Schulen gebracht . . . und hat die Geschichte des „Jan van Leyden“ den Leuten zeigen lassen. — Das ist wirklich so ein sonderlicher Mensch gewesen — — Profiserken und Poet dabei und ein Kartenspieler.

„Als weet dat ja nich, id bin daotomaolen men en lüttjen Jung west, men mine Moder saogde mi, dat dem Landois eine Wissenschaft auf en Ull west waat, namlidk de Gesicht van „Sosten van Giebenbed“, de he schreven hadde“

Er hat den Städtern wohl immer die Wahrheit vor die Nase gezeigt und hat sich als ein „Dummerjan“ gestellt, und bei allem, was er ausschreite, hat er doch allem Ull einen tieken Sinn gegeben und einen guten, ehrlichen Zweck. Durch Schalk und ehrlichen Humor hat er die Leute gefangen und hat seine Wissenschaft nicht nur durch den Kopf geschildert, sondern durch das Gemüt dieser westfälischen Menschen. Er hat es deshalb auch nie mit den hohen „Regionen der Studierten“ gehabt, er liebte die „Löh un de Kinner“ und den echten „münsterländischen“ Humor. Wer da glaubte alleinseigentümlich zu sein, der konnte ihm den Budek herunterzulachen.

Als dazumal auf der Bühne die gemeinsten französischen Lustspiele gebracht wurden, hat Landois es ihnen gezeigt, daß eine urheimatliche Bühne den heitberigen Münsteraner von der richtigen Seite anfassen werde. Als er ihnen sagte, sie sollen ein deutches Volksdrama schaffen, da haben sie gelacht, und weil er auch gelacht hat, haben sie später „Mennig“ Wut gehabt, daß er durch seinen „Jan van Leyden“ die Leute auf seine Seite zog . . .

Er stiebte das Bodenwüchsige, weil er wußte, daß das nicht nach war und platt. Er war einer von denen, die den Mund an rechter Stelle aufmachen, und die an rechter Stelle schwigen können.

„Un he war so jchlau“, um zu wissen, daß alte Politik der hohen doch nicht in die Herzen der Leute ging, weil sie nicht aus ihrem Herzen wuchs. Diese Leute hinter den Giebeln hatten immer ihre gerechte eigene Politik, das wußte Landois. Ob sie die nun aus Giebenbed in „de Wege all hort habben, dat to Huys et best is“, ob sie diese Politik am Herdeuer „besnachten“ oder auf dem Rutschbord, wenn sie zum Markt fahren, oder aber ob sie bei Mäller vor dem selbstgebräuften Bier ihre Meinung sagten.

„Dat is auf van Dage nich ankers. Un wenn de krummgewordene Ziegenbaron van Dage legg, wenn he buten bi de Buern ant Hamstern is: „Vuer, ji möt ds en Vild herholen, wi möt de nu oll wat inbuettern, danke fluppt de Geschichte in Dätschland auf wier.“ — Dann ist das auch so ein Teil Urwuchsigkeit aus Münster, und es ist gut, daß es solche Originale gibt, die den Bauern auf seine Art verstehen und es ihm sagen, „dat he ohne Körgele hin Deel daots smieten mot — de eene Buertet, de anckere Kartuschiën un de Kleene Jung dat Sammeln daohn mot.“

Leiderne mot helpen, un daobi kann dat de ohne fine Wissenshopp gliesschön zu de annere, daots hört namlidk de eene Wissenshopp — Ja hört!

Den Ziegenbaron kennen wir alle, den von der Staufenstraße ein Original und ein echtes münsterisches „Tageblatt“, das läuft rund und ist fast wie ein Blatt, aber es ist ehrlich und gut, mit dem Herzen geschrieben und gesprochen.

Die alte verschlossene, braune Jacke des alten Türmers fliegt bei jedem Schritt und wippt, wenn er mit dem „Krückmann“ vor sich hinschreitet.

Was haben wir Jungmädel wieder alles gehört und gelernt . . . Hanne rutscht von ihrem Stuhl. Der Alte geht voraus mit seiner Kerze und hält die Hände vor das flackernde Licht. — Wie holpern langsam die schmalen Wendeltreppe herunter und hören nur noch dumpf das Stomphen des Alten.

Wir sind dann alle wieder auseinandergelaufen und Hanne sagte mir noch: hört nur heute Abend ob er auch tutet. — Ich weiß nicht, ob ihn alle gehört haben; aber das werden wohl nicht alle vergessen haben, daß es manch' einen gibt in unserer merkwürdigen Stadt, der zu blasen hat, ohne daß ihn einer hört . . .

Eine westfälische Dichterin.

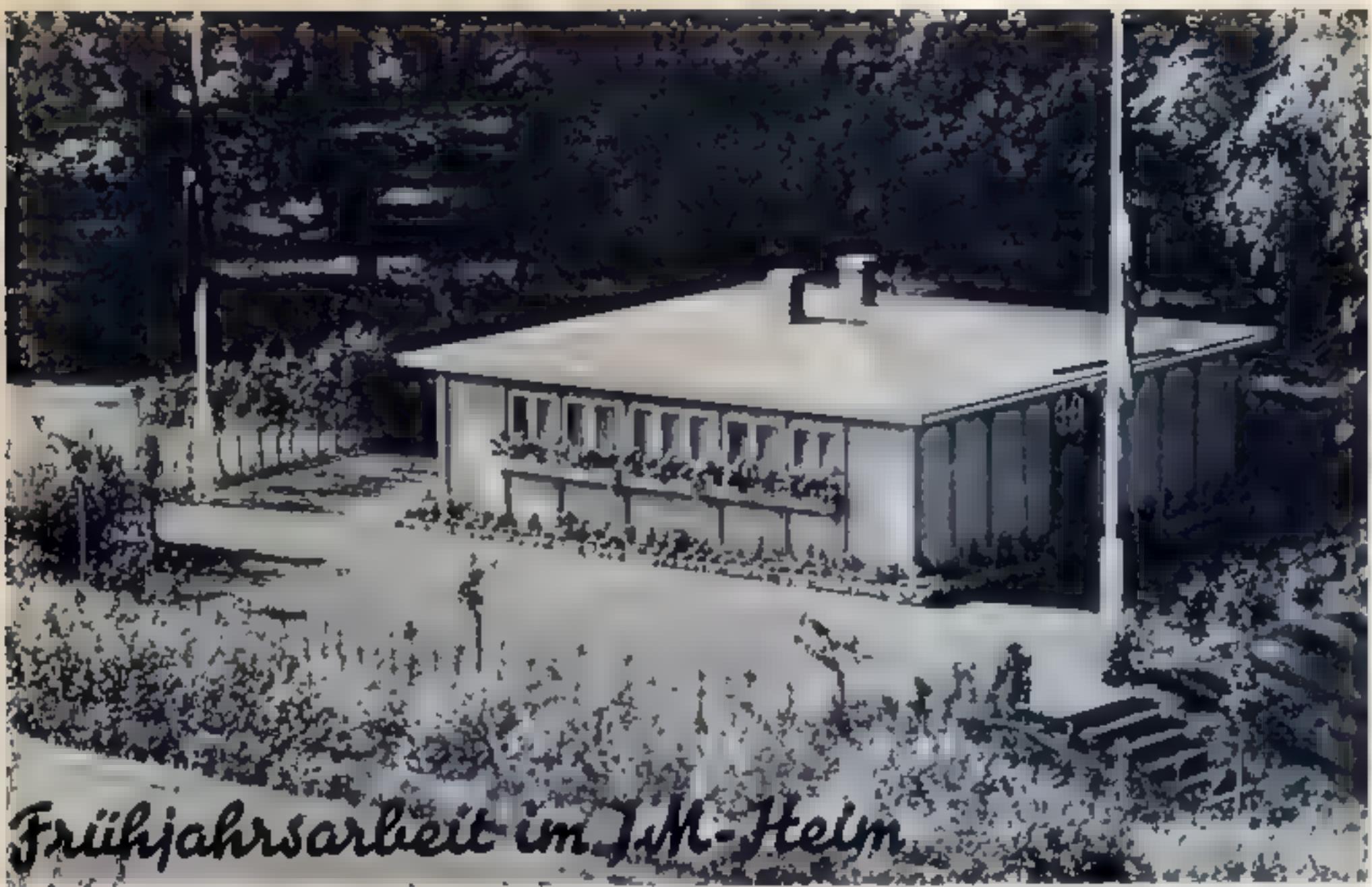
Jungmädel, es ist höchste Zeit!

Schon wochenlang gelten die Heimnachmittage und Staatsjugendtage aller Jungmädel im Reich, ihre Gespräche zu Hause und in der Schule, ihre Pläne und ihr Einloch einer Aufgabe — der Werbung für unsere Zeitschrift, „Wir unser Deutsches Mädel“. Alle wissen: Es geht darum, möglichst viele Jungmädel, aber auch Jugendstehende, die wir gern als Leser unserer Zeitschrift haben möchten, zum Bestellen zu bewegen. Nicht immer ist das leicht, das haben wir oft genug bemerkt, aber gerade deswegen suchen wir uns um so mehr ein, weil wir sehen, wie es nötig ist.

Dabei stehen uns immer die feinen Preise vor Augen, die für das beste Ergebnis ausgesetzt sind — alle die praktischen Dinge, die wir so dringend für die beginnende Fahrt- und Lagerzeit gebrauchen können, die Zeltausstattung und der Fahrtensport, der Medizinsport und dann — die kostenlose Teilnahme an einer Großfahrt oder an einem Zeltlager des Untergaues.

Um Schönsten ist es aber, daß wir uns alle gemeinsam anstrengen müssen, damit unsere Gruppe ein ordentliches Ergebnis hat und nicht bloß neben den anderen bestehen kann, sondern siegt.

Die ersten Listen sind schon beim Verlag eingegangen. Schreibt ordentlich haben die Jungmädel geworben! Nun bei Tervin aber noch weiter herausgeschoben ist — bis zum 15. März haben wir Zeit zum Werben — und unsere Aussichten um so größer, und deswegen muß auch der Erfolg noch größer werden.



Frühjahrssarbeit im J.M.-Heim

Mit jedem Tag wird es heller und freundlicher brauchen; denn es will Frühling werden. Immer länger und strahlender scheint die Sonne in unser Fenster, und da leben wir, doch der Winter seine Spuren bei uns zurückgelassen hat. Durch das Holzen sind die Däste und die Wände dunkler und zum Teil unannehmlich geworden, und je länger wir in unserem Heim umsehen, um so nötiger erscheint uns eine gründliche Aufrissehung und Erneuerung. Viekt sind es ja lange leerstehende Räden, Kellerräume und ähnliche Gefäße, die wir zu unseren Heimen umgestalten müchten.

Bevor wir mit unserer Frühjahrsarbeit anfangen, haben wir allerlei Vorbereitungen zu erledigen. Zuerst müssen wir überall die alte Farbe entfernen. Das geht sehr gut mit Hilfe eines alten Spachtels (Zeichnung 1) oder eines Stäbchen Glässcherbens bei Leim- und Kalkfarben, mit einer Sodalösung bei Olfarben. Schadhaft Stellen, die dabei an den Wänden und am Fußboden zum Vorschein kommen, müssen ausgebeisert werden. Löcher aber abgebrochene Ränder an den Wänden werden mit Gips ausgefüllt. Dazu lösen wir alle losen Teile, die noch um die schadhaften Stelle herumhängen, ab, putzen den Staub aus dem so entstandenen Loch und feuchten es mit einem Lappes gut an.

Erst im letzten Augenblick muß der Gips angerührt werden, da er sehr schnell fest wird. Wenn wir aber etwas Raum befügen, bleibt er länger geschmeidig. In kaltes Wasser schütten wir soviel Gips und rühren solange um, bis wir einen bilden Brei haben. Damit füllen wir nun das angefeuchtete Loch und streichen die Stelle mit einem nassen Spachtel oder Lineal glatt. Der auf die Wand übergewichste Gips wird mit einem Lappen vorsichtig entfernt, damit er sich nicht verkrustet. Bei einer abgebrochenen Rante füllen wir die gut angefeuchtete Stelle ebenfalls mit Gips aus und formen die Rante wieder rechtwinklig, indem wir erst mit feuchtem Daumen und Zeigefinger einen rechten Winkel bilden und auf und ab streichen (Zeichnung 2) und dann wieder mit einem Spachtel oder einem Lineal die Stelle von beiden Seiten glatten.

Breitere Spalten im Fußboden oder in Holzwänden, die durch Eintrocknen nach bearbeiteten Holzes entstehen, sind nicht nur hässlich, sondern höchst ungesund, weil sich darin Staub und Feuchtigkeit ansammeln. Sie müssen verkittet werden. Diesen Ritt führen wir uns selber an: 15 Gramm Leichtleim wird 24 Stunden in $\frac{1}{4}$ Liter Wasser eingeweicht. Dazu kommen 125 Gramm Oderpulver, das unter Rührten zu Gallert aufgelöst wird, und zwar im Wasserbad, damit der Leim nicht anbrennen kann. Nach und nach werden 125 Gramm Sagemehl und soviel heißes Wasser hinzugefügt, bis der Ritt genügend dick ist. Mit diesem Ritt füllen wir die Fugen im Fußboden oder in den Holzwänden und lassen ihn gut trocknen, ehe wir streichen. Eine andere Rittmitfahrung stellen wir uns folgendermaßen her: Wir vermischen $\frac{1}{4}$ Liter Wasser, 1 Esslöffel Klaer und eingeweichtes Zeitungspapier und lassen das Ganze heiß werden. Der Ritt wird in heißem Zustand in die Fugen gespritzt.

haben wir ein tapziertes Zimmer, so entfernen wir die rübig gewordene alte Tapete und kratzen die Wand dann noch mit einem Spachtel ab. Man kann aber auch eine noch gut befestigte Tapete, deren Muster uns nicht gefällt, mit Leimfarbe überstreichen, muß sich vorher nur vergewissern, ob nachher nicht das Muster durch die Farbe schwimmt, was besonders bei besseren Farbtönungen auf dunklen Tapeten vorkommen kann.

Bei Holzwänden, die sehr rauh und schlecht sind, z. B. in einem Kellerraum, können wir uns dadurch helfen, daß wir die Wände dicht mit großer grauer Tapete bekleben, die wir nachher anstreichen.

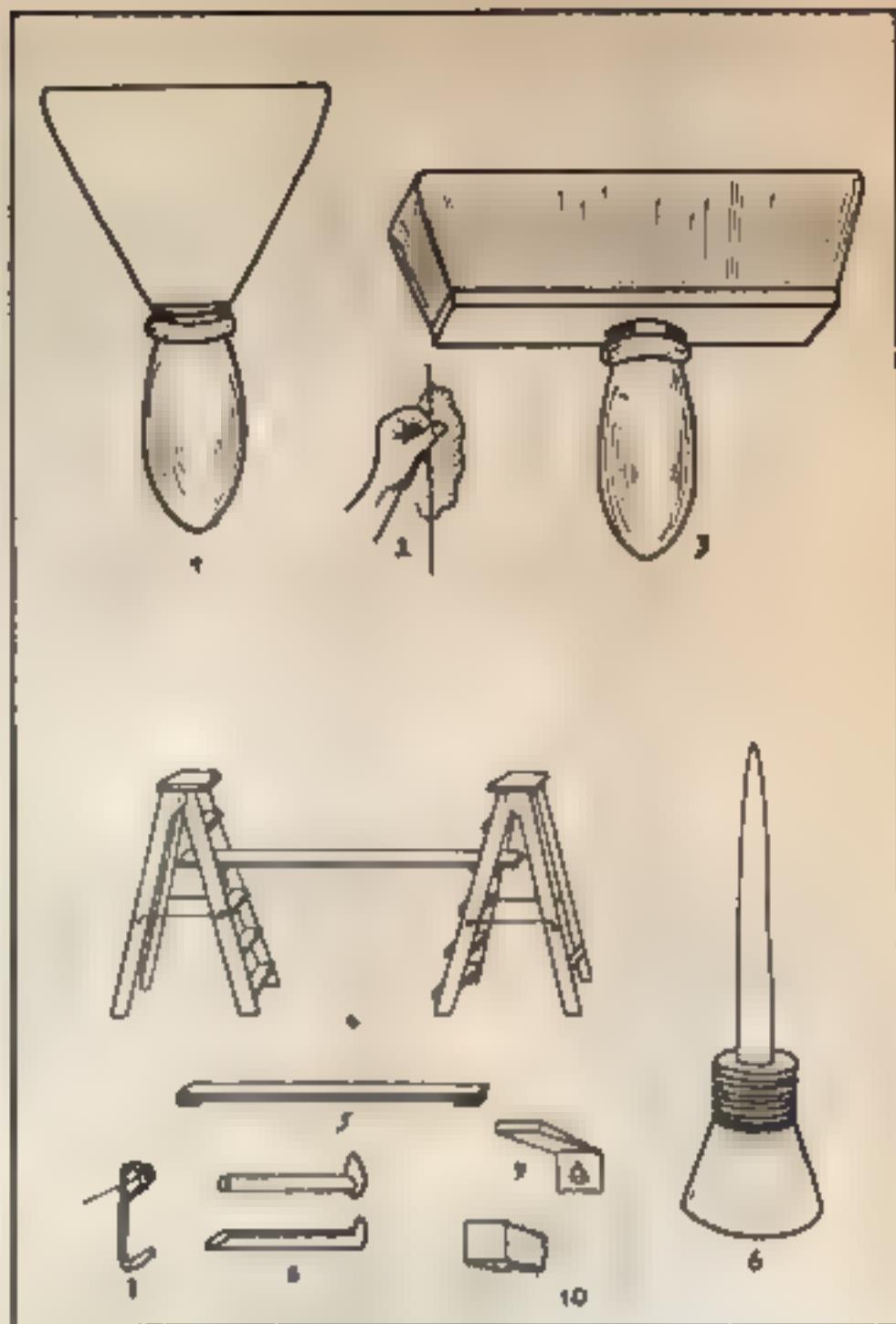
Wir beginnen nun damit, die Decken der Räume zu weißen oder hellfarbig zu streichen. Zunächst messen wir uns die Decke aus. Da die Wände senrecht stehen, sind Decke und Fußboden gleich groß. Auf jedem Quadratmeter nehmen wir ein halbes Pfund Schämmlein und 25 Gramm Malerleim, den wir als Schelleim oder Henselleim im Farbengehäuse oder in der Drogerie kaufen können. Der Leim wird nach der Gebrauchsanweisung, die auf jedem Paket steht, in

Wasser eingelöst, durchgelaufen, quellengelassen und dann solange mit Wasser verdünnt, bis der Brei wie eine dicke Suppe ist. Mit einem breiten Pinsel (Zeichnung 3) tragen wir nun diese Farbe mit kräftigen gleichmäßigen Längs- und Querstrichen auf die Decke auf. Dazu müssen wir auf einer Leiter stehen oder praktischer auf einem Brett, das auf zwei Leitern liegt (Zeichnung 4). Dazu kann man gut Mutterbrett nehmen. Ein alter Kittel schützt unser Zeug vor Farbspritzern, alte Schuhe und Strümpfe ziehen wir an, und auf dem Kopf haben wir ein Tuch oder besser noch eine Papiermütze, die wir selber aus einer Zeitung falten.

Um den Fußboden nicht so sehr zu belästigen, legen wir ihn uns vorher mit Zeitungsbogen aus. Ebenso können wir die Wände, die noch einen guten Anstrich oder eine gute einfache Tapete haben, vor Farbspritzern schützen, indem wir die Wand dicht mit Zeitungspapier bekleben. Die einzelnen Bogen werden an der Tapete oder oberen Holzleiste mit Stichnadeln befestigt, bei Delffarbenwänden kleben wir das Papier mit Vaseline an der liegenden Kante des Delffarbenanstrichs fest.

Nach dem Anstrich der Decke gehen wir nun an das Streichen der Wände. Wollen wir die Wand mit Leimfarbe streichen, die besser wirkt, weil die Farbe matt, allerdings nicht ganz so haltbar wie Delffarbe ist, so können wir unserer weißen Deckfarbe jede beliebige andere Farbe zulegen und damit die Wände streichen. Als oberen Abschluß gegen die Decke nehmen wir eine dunkle Rautenleiste. Mit einer Holzleiste messen wir uns gleichmäßig die Höhe aus und ziehen uns zwei waagerechte Striche in der Breite der Rauten an einem Lineal entlang. Auch den Pinsel führen wir an einem Lineal, damit die Rauten gerade sind, nur muß dieses Lineal wohl liegen. Dazu nageln wir uns unter eine Leiste an beide Enden je einen Klotz (Zeichnung 5).

Wenn wir die Wand von oben nach unten, vom hellen zum immer dunkleren Ton der gleichen Farbe abhantieren wollen, so teilen wir sie uns, bevor wir mit dem Anstrich beginnen, wieder mit Hilfe einer Leiste genau ein und ziehen uns Grenz-



In allen Teilen der Stadt Harburg wurden aus Eisenbahnwagen JM-Häime errichtet



linien. Dann fangen wir von oben an zu streichen, nach jedem Streifen müssen wir mehr Farbe in unsere Mischung und streichen den nächsten Streifen. Dabei müssen wir nur aufpassen, daß wir ganz gerade Ränder bekommen, damit es nicht unsauber aussieht. Diese kleineren Flächen streichen wir besser mit einem dicken, runden gebundenen Pinsel (Zeichnung 6).

Für einen Oelfarbenanstrich streichen wir vorher die Wand mit Leinöl ein; auch eine Holzwand muß auf diese Weise vorbereitet werden. Besteht die Wand aus Mauersteinen, also aus Sandstein, so muß sie mit heißem Leinöl getränkt werden, damit die Poren des Steines geschlossen sind und nicht die Farbe aufsaugen. Die Oelfarbe führen wir uns selber aus Erdfarbe mit Leinöl oder Leinölfarbe mit Siccatio an. Siccatio ist ein Gemisch von Lard und Firnis, das schnell trocknet und eben dieses schnelleren Trocknens wegen der Farbe zugelassen wird. Zuviel Siccato verantwirkt ein Reißen der Farben, es genügen einige Tropfen dieses Trockenmittels. Terpentinöl nehmen wir noch dazu, falls die Farbe zu dick ist und wir sie verdünnen wollen. Um sicher zu gehen ist natürlich, wenn wir uns vom Drogisten oder im Farbengeschäft die richtige Farbe mischen lassen.

Der erste Oelfarbenanstrich muß dünn sein. Bei hellen Farben ist es gut, wenn man mit Weiß gründert, das aus Bleiweiß mit Kreide, Leinölfirnis und ein wenig Terpentin gemischt ist. Danach muß die Farbe 24 Stunden trocknen, ehe der zweite und dritte Anstrich erfolgen kann. Wie streichen immer in einer Richtung, am besten von oben nach unten, besonders beim letzten Anstrich.

Dann werden Türen, Fensterbretter und Fensterrahmen mit Oelfarbe gemalt. Wir gehen wie bei den Wänden vor: Die alte Farbe war schon vorher mit Sodalösung abgewaschen, so daß wir das Holz nun gleich mit Firnis behandeln können. 24 Stunden danach kommt der erste Anstrich mit Bleiweißfarbe; wir schleichen ihn nach 24 Stunden mit feinem Sandpapier ab, um den Wert des Anstriches zu erhöhen. Auch der zweite Anstrich ist noch aus dünner Farbe, der dritte erst besteht aus dickerer Farbe. Nach dem Trocknen des letzten Anstriches wird farbloser Oelflas aufgetragen oder sogenannter Mattlack, der nicht so stark glänzt.

Die Behandlung des Fußboden s hängt davon ab, ob wir ihn holzfarben gestalten wollen, ob er gestrichen sein soll oder ob wir Parlett haben. Bei Parlett-Fußboden reiben wir das Holz in der Falzrichtung mit Stahlspänen ab. Danach wird mit einem Lappen weißer oder gelber Bohnenwachs erst in der Falzrichtung, dann kreisförmig eingetrieben, und zuletzt in der Maserung mit dem Bohnenwachs nachpoliert. Ein Nachreiben mit einem Türestuch erhöht den Glanz.

Gedöster Fußboden wird erst gesäuert und nach dem Trocknen wieder neu mit heißem Leinöl getränkt, indem man das Öl mit einem Lappen in das Holz verteilt.

Für die zu streichenden Fußböden lassen wir uns die Farbe anrühren oder kaufen uns eine Vase fertige Fußbodenfarbe. Nachdem der Fußboden gefärbt und trocken ist, streichen wir ihn erst mit Firnis ein. Nach 24 Stunden beginnen wir mit dem ersten dünnen Anstrich. Der zweite Anstrich darf erst geschehen, wenn die erste Farbe ganz trocken ist, das dauert manchmal 48 Stunden. Er besteht aus einer Oelfarbenmischung oder ist ein Bodenstrich mit dem besonders harten Capallod oder Bernsteinlack. Es ist wichtig, den Fußboden mehrere Tage nicht zu betreten, bis die Farbe völlig trocken ist. Gestrichener Fußboden kann nach dem Aufwischen gebohnet oder geölt werden, beides bewirkt eine längere Haltbarkeit.

Nun sind unsere Räume wieder schön und freundlich. Wir wollen dafür sorgen, daß sie so bleiben. Dazu achten wir auch darauf, daß beim Abwaschen von Oelfarben-Wänden die Seifenlösung nicht zu hart ist. Wir seien sie nicht mit Schmierseife an, sondern mit Kernseife, und nach dem Abwaschen reiben wir mit einem Lappen wieder mit Leinöl über die Wände.

Auch das richtige Einhängen von Rügeln und Haken in die Wand gehört zur rechten Instandhaltung des

Raumes. Das für alle Gegenstände — Bilder, Leuchter und kleine Schränke — genügen zum Aufhängen die X-Haken die mit einem dünnen, scharf in die Wand geschlagenen Stahlnagel gehalten werden (Zeichnung 7). Auch einfache Stahlnägel gibt es, die sogar ziemlich schwere Gegenstände tragen können. Sie hinterlassen nur ein kleines Loch in der Wand, wenn man sie wieder herauszieht. Für ein hängendes Bücherebrett benutzen wir Mauerhaken, die es heute so praktisch gibt, daß man nicht zu bübeln braucht. Diese Haken sind hohl und haben eine scharfe Schneide oder Spize, die sich in den Mauerstein einstreben läßt (Zeichnung 8). Wichtig ist nur, daß senkrecht zu jedem Haken und auf jeden Nagel geschlagen wird.

Ist aus irgendeinem Grunde ein Haken einmal aus der Wand gebrochen, so kann er wieder eingedübelt werden. Dazu legen wir ein Stahlmeißel vorsichtig rechts, links, oben und unten um das Loch herum an und schlagen leicht mit einem Hammer darauf. Dadurch entsteht ein Quadrat, das je nach der Größe des Loches in der Wand, 1—3 Zentimeter beträgt (Zeichnung 9). Innerhalb dieses Quadrates schlagen wir nun mit dem Stahlmeißel ein Loch in die Wand, so tief, wie der Haken in die Wand soll. Dieses Loch wird vom Ziegelstaub frei gemacht, und aus weichem Heuer, oder Richtenholz wird ein Riegel geschnitten, der genau in das Loch paßt, und dessen Maserung so verläuft, daß sie senkrecht zur Wand geht (Zeichnung 10). Das Loch wird von innen angeleuchtet und dann mit Gipsbret etwas ausgedämmt. Der Holzriegel wird mit leichten Hammerschlägen hineingetrieben, ohne die Wand zu verletzen. Um ganz sicher zu gehen, legen wir vor den leichten Schlägen ein glattes Holzblatt über den Pflock, auf das wir nun mit dem Hammer schlagen. Dabei herausgetretener und übergewichelter Gips wird mit einem feuchten Lappen vorsichtig weggewischt. Ist der Gips etwa nach einer halben Stunde getrocknet, schlagen wir den Haken in den Holzpflock. Um ein Ausrinnderspringen des Holzpflocks zu vermeiden, bohren wir das Loch für den Haken vor. Bei allen Schrauben, die wir in solche Holzdübel einsetzen wollen, müssen wir immer vorbohren.

Eine andere Möglichkeit, Rügel in die Wände zu schlagen, ohne auf die Mauer zu treten, haben wir dadurch, daß wir uns die Querfugen zwischen den Mauersteinen suchen. Durch leichten Abhören mit dem Hammer können wir abhören, wo in der Wand eine Fuge ist. Hat man eine gefunden, so ist es leicht, die übrigen zu finden, da die Dicke der Mauersteine $\frac{1}{2}$ Zentimeter beträgt, also alle $\frac{1}{2}$ Zentimeter eine andere Fuge ist. Jede Fuge ist ungefähr $\frac{1}{4}$ Zentimeter breit. Wir sind also in der Lage, alle Bilder gut aufhängen zu können, ohne unsere schönen neuen Wände zu beschädigen.

Und nun frisch auf! Den Pinsel ergriffen und aus Werk, damit unsere Heime bald alle in frischer Farbenpracht erstrahlen!

Ilse Reiter, Übersee Berlin.

Wie schaffen es

Donnerstag 5 Uhr! Ich komme ins Bett. In der Mitte steht ein mit Hörern bedeckter Tisch. Darauf herum stehen Jungmädchen im tabellierten Kreis. „Wir wollen es ebenso machen, wie es im Januar-Hest steht“, sagt ein eifriges Jungmädchen, und nun lange ich erst an, zu verstehen. Ich trete an den Tisch und sage „Die junge Dame“, „Wir Mädel“, „Filmwelt“, „Eichen“, „Großkino“ usw.

Au, seind! Wir singen — und dann liegen die schönsten Lieder von Wart- und Sohgebilden durch den Raum. Begeisterd hüben einige Jungmädchen zwischen den Hörern herum: Wie lege ich meine Haare — welches Kleid — Badelkleid gesucht, Brustschmuck mit Gleichgefinnten — Jazzmusik — Haarreifen — Schmuck — — alles steigt sich zu einem entzücklichen Berg . . .

Viele von uns lachten es noch nicht; sie werden tot, sie schämen sich, weil mit einem Male alles das, was sie zu Hause in Ruhe und Selbstverständlichkeit lesen, hier in diesem Kreise fremd im Raum steht — und sie können es nicht hinwegbringen — es ist da — wie ein Hindernis.

Chor der Mütter

Aus der Kanilate: „Die Briefe der Gefallenen“

Musik von Georg Blumensaat, Worte W. Eberhard Möller

Wir haben euch geh - hen los - sen und
 Wir haben die Sah - ne ge - hört, unb - lö - nen es nicht
 faf - sen, daß gat nichts an - bers ist

Wir lesen in euern Briefen, wieviel ihr uns vergibt, wenn ihr, indes wir schliefen, nach uns gerufen habt.

Und nichts ist laut gewesen, kein Ruf hat uns gestört. Wir haben es nur gelesen und haben es nicht gehört.

O, wenn doch etwas bleibe, was ihr uns liebt tun. Wir haben so viel Liebe ruhlos im Herzen ruhn.

Nachdruck verboten! Alle Rechte vorbehalten

Aber andere sind da — die schaffen es! Einige Jungmädel stehen wie auf Kommando auf, in der Hand hat jede ein „Deutsches Mädel“. Eine nach der anderen liest vor. Ein Satz nach dem anderen steht klar und einsach, sicher und überzeugend im Raum. Das sind unsere Worte, das sind unsere Gedanken.

Und dann ist alles gut, die Spannung ist gelöst. Wir machen die Fenster auf und singen aus vollen Kehlen ein Lied. Sie haben es alle verstanden!

Wie viele bestellen unsere Zeitschrift? Von heutig Jungmädeln siebenundfünzig, und drei bekommen in Zukunft ein Freigemach. Und am Sonnabend um 9 Uhr treten zur Werbung!

Am Sonnabend stehe ich unter vielen anderen Mädeln auf dem Rathausplatz zum Appell. Es sind zwei Gruppen angetreten. Wir haben keine Ahnung, was wir heute tun werden.

Nur die Jungmädelhaft „Golen“ scheint mehr zu wissen als wir andern, denn sie munkelt etwas von Werbung und Schule. Recht ziemlich seltsam können wir uns bis jetzt aber noch nichts. Endlich kommt unsere Untergaufführerin mit einem dicken Palet festen unter dem Arm: „Deutsches Mädel“!

Nun beginnt es, lacht bei uns zu hämmern; aber zum langen Überlegen bleibt uns keine Zeit, denn schon wird ein Lied angespielt. 200 Jungmädel bringen schon etwas zuwege, und so kommt es, daß wir von einer blauen Menschenmauer umgeben sind. Hausten, das Gtaufschwem unterm Arm, einige Männer mit Aktenkästen, Arbeiter, Tippfädlein .

Nun spricht unsere Untergaufführerin zu uns. Sie sagt uns, daß wir den heutigen Staatsjugendtag ganz zur Werbung für „Das Deutsche Mädel“ einsehen. Jede bekommt ein Werbeheft mit einer Bestellliste und hat innerhalb von 1½ Stunden



Naß und kalt? Dann: NIVEA



der Reichskanzlerwahl", „Nach der Reichskanzlerwahl", „Der deutsche Gruß", „Unsere Landesarbe", „Die Reise unseres Bizekanzlers von Papen und Ministerpräsidenten Göring nach Rom". Wenn Minister Dr. Goebbels spricht", „Zum Reichsbetriebswettkampf", „Gleichschaltung" und so weiter. Jedenfalls halten Sie sich ständig auf dem Laufenden. Das wäre ja auch alles ganz schön und gut, wenn Sie die Gedichte still und verschwiegen in eine Schatulle getan und nur sich selbst zur Erbauung und Freude des Abends heimlich durchgelesen hätten. Denn Sie selbst wissen ja, wie Sie es gemeint haben. Nicht aber hätten Sie das auf schwachen Versfügen stehende Kind Ihrer Mutter den Weg in die Daseinsqualität gehen lassen dürfen. So kann es Sie nicht verwundern, wenn es schnell zu Fall gebracht ist.

Finden Sie nicht selbst, daß Sie dem Thema, das Sie sich gestellt haben, in keiner Weise gewachsen sind? Da, daß Sie sich vielleicht zunächst einmal mit der deutschen Sprache etwas vertrauter machen müßten, ehe Sie versuchen, in gebundener Form zu reden?

Sie kennen das vielleicht Leukerlichtlein und verweisen auf den Geist, der Ihr Werk trägt. Aber so ganz haben Sie den Sinn der Zeit doch noch nicht erfaßt, wenn Sie auch aktuelle Gedichte „Zur Winterhilfe", „Zum Einigungssonntag" und „Was du gibst, gib gern" veröffentlichten. Es ist doch noch notwendig, Ihnen zu sagen, daß uns die Winterhilfe kein Almosen geben bedeutet, sondern eine kameradschaftliche Pflicht am Volksgenossen. Sie schreiben aber:

„Die Ihr nicht Not müht leiden,
Der Bedauernswerten stets gedenkt,
Sie zu ernähren und Kleiden,
Aus mitleidigem Herzen es schenkt!"

Oder:

„Es gilt, der Hungernden zu geben,
Dann muß die Not sich lindern,
Wird das Winterhilfswerk sie beschönken,
Kann die Zahl der Vermüten sich vermindern."

Aber auch sonst ist man über Ihre Ausfassung erstaunt, wenn man im Gedicht „Die Woldschente" folgendes zu lesen bekommt:

„Nach arbeitsreichem Tage
Der Weg zum Krug führt,
Bei lust'gem Zeitgelage
Wird dann politisiert.

Auch heut noch untenm Stat
Doch Schulz sein Glas jetzt hebt:
Gedenkt unseres Hitlers Heldenstat,
Der für sein Volk nur lebt...."

Meinen Sie das ernst? Finden Sie das nicht selbst halb am Blöde? Ich will gar kein Wort verlieren über die Verse, die Sie dem Führer widmen, denn das ist so haarkräbender Un-

Die „Richtige"
für das deutsche Mädchen

die gute
Junghans



Sieht lauter aus, ist zweckmäßig
und gut. Schon von RM 7,- an
erhältlich, sogar mit Leuchtblatt.

Der Junghans Namenstag kennzeichnet alle
Fachgeschäfte mit reichhaltiger Auswahl

sug, daß es verwunderlich ist, daß Ihnen das noch nicht selbst aufgegangen ist.

Bereites Fräulein Hering, lassen Sie das mit zugegangene Exemplar Ihrer Gedichtsammlung das einzige sein, das unter die Leute gekommen ist, lammeln Sie alle übrigen ein, vernichten Sie sie und heben nur eines auf: Als Warnung vor allen weiteren Versuchen!

Auf Tapeten!

Pimpfe marschieren, Pimpfe trommeln, blasen Fanfare, Pimpfe hissen die Fahne!

SDM steht in Front angereten, locht am Zigeunerfeuer ab, schlept Holz, treibt kindliche Spiele im Freien und tanzt Ringelreih'n!

Pimpfe groß und a-beinig, Mädel blond und leidigeschürzt — auf Tapeten! Alles auf Tapeten!!

Dazwischen — malerisch verstreut — schimmern Burgruinen, Reben Reben, sind leicht hingetupft grüner Wald und rote Posteblumen!

„So recht eine Tapete fürs neue deutsche Kinderzimmer!" hat der Fabrikant gedacht! Nun, mein lieber Herr Tapetenfabrikant, leider haben Sie da falsch gedacht, gründlich falsch sogar. Nicht ein Pimpf und auch nicht ein Jungmädel wird sich für Ihr lächerlich gut gemeintes Werk begeistern, vielleicht sogar



D R P D R O M
zum Zeichnen, Skizzieren oder Malen
nach Vorlage. Modell oder Natur.
Bildgröße 12 x 12
RM 2.50. Bildgröße
10 x 20 RM 3.50.
8 Tage Rückgaberecht. Nachnahme
Teleskop-Fabrik
Dresden-Blasewitz

Alle Musikinstrumente
BDM —
Gitarren,
Lauflöten,
Blockflöten
usw. hand-
gearbeitet.
Hauptkata-
log 40
gratis!
Ratzenhütg.
Max & Ernst Fleischer
Werkstätte
Markneukirchen
Gegr. 1895

Bleibe gesund und frisch durch
Arbeit und Sport —
Bleibe jung und schön durch
Eukutol 3

Eukutol 3, die Hormonschönheits-
creme, nimmt der Haut den unerwünsch-
ten Glanz, verleiht ihr einen duftig-matten
Ton, macht sie geschmeidig und
jugendfrisch. Tuben zu 45 und 90 Pf.

Wird man Ihre Bilderchen übernehmen und eine ganz unangenehme Karikatur darin erblicken? Und das haben Sie doch bestimmt nicht gewollt!!

Sehen Sie mal, was Sie da abgebildet haben, sind BSC-Schüler, die Soldat spielen, sind Kinderlein, die von älteren Damen behütet werden müssen, und denen haben Sie — doch nicht etwa aus Geschäftsgesünden? — die Tracht des Jungvolkes und des BDM angezogen.

Sie scheinen nicht zu wissen, daß in der NS eine Arbeit geleistet wird, die bei aller Fröhlichkeit und allem vergnügten Fahrtentrieb doch einen verdammt ernsten Hintergrund hat. Ich würde Ihnen raten, sich einmal näher die Arbeit der nationalsozialistischen Jugendorganisationen zu betrachten, dann würden Sie erkennen, daß man das, was hier geleistet wird, nicht zu einer lächerlichen Spielerlei herabwerten kann, und daß das auch nicht ein Motto für Tapetenmuster ist.

Stampfen Sie alles ein, was Sie hier bedruckt haben, lassen Sie das Papier jedem anderen, auch dem eläschsten Zweck dienen, nur — bringen Sie keine Hitler-Jugend auf Tapeten!

UNSERE BÜCHER

Das unbekannte Heer.

Von Marie Elisabeth Lüders. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 228 Seiten; geb. 2,50 RM.

Eine umfassende Darstellung von Einsatz, Leistung und Aufopferung der deutschen Frau im Kriege, die Dr. Marie Elisabeth Lüders — während des Krieges Referentin im Kriegsministerium — hier an Hand von Statistiken, Zahlen, Arbeitsplänen, kurz, an Tatsachen jener Zeit verdichtlicht. So gibt das Buch eindeutig wieder, was Reichskriegsminister von Blomberg ihm als Vorwort voraussetzte: „In Deutschlands schwerster Zeit, in den Kriegs- und Notjahren 1914—18, hat auch die deutsche Frau Opferbereitschaft und Pflichterfüllung bewiesen. Das heroische unermüdliche Wirken der deutschen Frau im Weltkriege, in der Heimat wie im Felde, hat mit dazu beigegetragen, daß unser Volk mehr als vier Jahre einer Welt von Feinden standhalten konnte.“

Als die Männer im Grabe lagen.

Von Käte Kesten. Sozioläts-Verlag, Frankfurt a. M. 278 Seiten; kart. 3,80, in Ganzleinen 4,50 RM.

Eine Frau, die während des Krieges in der Munitionsfabrik arbeitete, schrieb auf, was sie an der anderen Front, an der Front der in der Heimat Gebildeten, erlebt hat. Sie hat das niedergeschrieben, was Millionen mit ihr im stillen Heldenamt durchlebten: Frauen und Kinder und alternde Männer. So ist das Buch ein Dokument des großen Krieges. Kein Raum für Sentimentalität, aber erst recht keiner für Phrasen eines falschen Heldentums ist in dieser einfachen, aber erschütternden Darstellung. Schlicht und hart, wie der Werktag der deutschen Frau im Kriege war, ist dieses Buch.

Deutsche Kraft in Fesseln.

Von Schwestern Anna-Maria Wenzel. Ernto-Verlag, Potsdam. 140 Seiten; 2.— RM.

Wir bringen in diesem Heft einen Auszug aus dem Buch und gleichzeitig einen Bericht über Leben und Arbeit der Verfasserin. Schlicht und sachlich ist diese Zusammenfassung über den deutschen Schwerindienst in Sibirien, der in der Zeit von 1916—21 unablässig und selbstlos gearbeitet und sich aufopfernd hat für die Kriegsgefangenen. So wünschen wir dem Buche weiteste Verbreitung, damit neben Elsa Brandström, der großen Schwedin, auch die Taten deutscher Frauen im Weltkriege uns Mädeln zu einem Begriff und zu einer Ausrichtung werden.

Der deutsche Aufbruch, 1918—1933.

Von Walther Oehl. Verlag Ferdinand Hirth, Breslau. 124 Seiten; in Leinen 1,50 RM.

Walther Oehl stellt in seinem neuen Band in überaus eindringlicher Weise Werden und Wesen der nationalsozialistischen Bewegung vom Kriegsende bis zur jüngsten Gegenwart dar. Die Stärke Oehls liegt in einer Beschränkung auf das Wesentlichste, die Ursache und Wirkung, äußere Tatsachen und treibende Kräfte klar erkennen lässt. Der Band, der durch zahlreiche Bilder und graphische Darstellungen veranschaulicht wird, ist für unsere politische Schulungsarbeit eine äußerst wertvolle Unterlage.

Mädchen Spiele.

2. Ergänzungsband zum Deutschen Spielhandbuch. Zusammengestellt von Erika Köhler. Voggenreiter-Verlag, Potsdam. 100 Seiten; kartoniert 1,50 RM.

In diesem Band ist eine Fülle alter und neuer Spiele zusammengetragen, deren Auswahl besonders auf die Mädelsarbeit abgestimmt ist. Neben vielen Dingen, die uns aus unserer Arbeit längst geläufig sind, bringt uns dieser Band doch manche Anregung für unsere Heim- und Sportabende, sowie für die beginnende Fahrten- und Lagerzeit. Der erzieherische Wert der Spiele — Fertigung der Gemeinschaft, Schärfung der Sinne und Stärkung des Mutes — geht aus der Zusammenstellung klar hervor.

Die Stunde diktiert.

Von Schwere van Bork. Hanssische Verlagsanstalt, Hamburg. 120 Seiten; geb. 2,50 RM.

Eine kurze Sprachstunde für Unpolitische nennt Schwere van Bork, der bekannte Schriftleiter vom „Angriff“, das Buch, das sich offen und freiwillig mit Ereignissen und Maßnahmen im 2. Jahre der deutschen Revolution befaßt. Forderungen, die dem Gemeinschaftsleben dienen wollen, werden erhoben, notwendige Entscheidungen getroffen — und so weist dieses Buch hart und nüchtern Spieler und Zucker zurecht und gibt den richtigen Blick für alles Wahre und Rechte unserer Zeit. Es ist ein Buch für alle, die Anteil haben wollen am Schicksal unserer Nation.

Die Frau im Journalismus.

Von Dr. Rudolf Dresler. Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München. 125 Seiten; in Leinen 2,50 RM.

Der Dozent am Zeitungswissenschaftlichen Institut der Universität München gibt einen interessanten und umfassenden Überblick über die Tätigkeit der Frau im Journalismus. Die Gesamtentwicklung dieses Arbeitsgebietes, sowie die wesentlichen Journalistinnen Deutschlands und der Welt sind in knapper, klarer Sprache geschildert worden. So ist das Buch ein nachdrücklicher Hinweis auf den großen Anteil, den die Frau in der Arbeit der Presse aufzuweisen hat.

Rufe in das Reich.

Ausgewählt von Herbert Böhme. Verlag Junge Generation, Berlin. 400 Seiten; in Leinen 4,50 RM.

Ein für Heimatbund, für Lager und Festgestaltung unentbehrliches Buch! Aus mehr als 900 Gedichten werden die ausgewählt, in denen das Gemeinschaftsleben unserer Zeit, in denen die Sehnsucht der neuen Welt Ausdruck fand. So gibt das Buch nicht nur einen Gesamtüberblick über jene Dichtung der letzten zwanzig Jahre, die nicht dem Chaos, sondern dem Reich, der Nation dienen will und dient, sondern diese „Rufe in das Reich“ werden für alle Zukunft Zeugnis ablegen vom Geist und vom Einsatz des neuen Deutschlands.

Volkstreu, Tracht und Rasse.

Von Richard R. Wagner. Verlag Knorr & Hirth, München. 31 Seiten; in Leinen 0,50 RM.

Das Buch zeigt in klarer, leichtverständlicher Form die Beziehungen auf, die zwischen der Kultur eines Volkes, hier seinen Liedern und seiner Tracht, und seiner Rasse bestehen. Das Neue und wohl Einmalige an dem Buch ist, daß es nicht nur eine große Anzahl guter Trachtenbilder enthält, sondern eine Schallplatte mit charakteristischen Liedern der deutschen Rassen. Das Werk zeigt viel dazu bei, alle Lebensäußerungen unseres Volkes als Einheit zu sehen, gehunden an die stärkste Kraft des Menschen, das Blut.

Das Foto auf Seite 16 stammt von Erich Metzloff, Düsseldorf. Der Auszug „Ein Dorf erzählt“ ist dem Buche „Zicke, Zacke, Landjahr“, Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, entnommen. Es ist zum Preis von 2,50 RM. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Das wird aber ein fabulsaftes Essen sein!

Rheinisches Quetschergericht für eine Gruppe zu vier.

4 Böller 250 g Rheinische Suppe 2 Pfund Karotten

150 g Reis oder Kartoffeln 7 fl. Liter Wasser

2 Ober Böller zum Rösten bringen, die Kartoffeln schälen, wischen und feinwürfeln. Die Suppenküche ist zu schälen und mit 1/2 Liter kaltem Wasser zu rösten, platten Teller rütteln. Gehabt hat Böller mit Suppenküche unter flüssigem Rücken Rösten, was den Böller aufzubauen und die Kartoffeln (wie die Böller bezeichnet, gut durchdringen und bei einem Preis von 25 Pfennigen ein großes Quetschergericht haben lassen.

Weiteres gute Rezept erarbeitet die bekannte von der MAGGI-Gesellschaft - Berlin W 35



„Das Deutsche Mädel“ erscheint einmal monatlich. Preis je Ausgabe 20 Pf. je Ausgabe. Herausgeber: Bund Deutscher Mädel in der D. Berlin; Haupt-schriftleiterin: Hilde Kunze, Berlin. Verantwortlich für den Anzeigen-Teil: Horst-Heinz Wöhle, Hannover. — Verlag und Druck: Niedersächsische Tageszeitung 6 in d. D., Hannover, 1. Georgstraße 20, Herrenstr. 304/41. — T.R. IV. 21. 1933. 116/28; davon Übersee 7 (Norddeut.) 8017, Übersee 8 (Niedersachsen) 3087, Übersee 18 (Hessen-Nassau) 8184, Übersee 14 (Kurhessen) 3450, Übersee 15 (Westfalen) 4161, Übersee 16 (Sachsen) 16 810, Übersee 18 (Brandenburg) 2057, Übersee 20 (Niedersachsen) 3088, Übersee 21 (Westfalen) 3087, Übersee 2 (Berlin) 7500. — Pf. 4.



Ratgeber für Kleiderarbeiten

Einen dieser Ratgeber kostenlos!

Schreiben Sie bitte an ULRICH GMINDER GMBH, REUTLINGEN, welchen Sie am liebsten hätten.

In beiden Ratgebern finden Sie als Stoffprobe ein außerordentlich dauerhaftes, waschfestes und farbechtes Gewebe: Gminder Halblinnen. Diesen Stoff gibt es einfarbig (weiß und 60 Indanthrenfarben) sowie bedruckt. Gminder Halblinnen eignet sich für Kleider, Handarbeiten und Innendekoration gleich gut.



Vor Nachahmungen schützen Sie der Stempel auf der Webkante: UC und Gminder Halblinnen. Nur dieser verbürgt Gminder-Qualität.



Frauen-Freude
Mädchen-Glück:

eine

PFAFF

die gute deutsche
Nähmaschine

G.M. Pfaff A.G.

Nähmaschinenfabrik

KAIERSLAUTERN

Verkaufsstellen überall

Bärenreiter- Blodflöten

4 RM

einfach. „Blodflöten-Ratgeber“ (22 Seiten stark). Zur völligen Reinheit i. R. Rang wird gebürgt. Gebraucht in B.I. u. B.I. in Gebrauch. Beilangen Sie den Ratgeber und Werbeblatt Nr. 14, tekenlos. Kleinvertrieb: Neuerw.-Winkel-Vertriebungs-Gezel-Wilhelms.



Sie kostet nur 1 Mark und liefert trotzdem ganz preiswerte Bilder. Dabei passt sie in jede Hand- und Hosentasche!

SIDA

Bin. - Charlottenburg 4/6

Hältst Du Deine Zeitschrift schon ständig?

Senden Sie uns
bitte rechtzeitig

Ihre Anzeigen-Manuskripte,
so wir am

14. jeden Monats
die Annahme abschließen müssen

Handweb-Apparate

o. Körber, Mörburg a. d. L., alte Kaffeler Str. 25

BSI 1929 **Betten** Bettenfabrik. Kundenberatung, Großhandels- und Auslieferung, Betrieb, Miet-, Kauf-, Verkauf, Bettenfabrik BSI

Denkt an das Winterhilfswerk!

Einmal im Monat

kommt unsere Zeitschrift; sie wird nur von Mädeln geschrieben und wir helfen auch daran mit. Wir möchten darum, daß jedes Mädel unsere Zeitschrift bestellt. Der Verlag Niedersächsische Tageszeitung GmbH., Hannover, Georgstraße 33, sendet Euch gern kostenlos eine Probenummer.

„Das Deutsche Mädel“

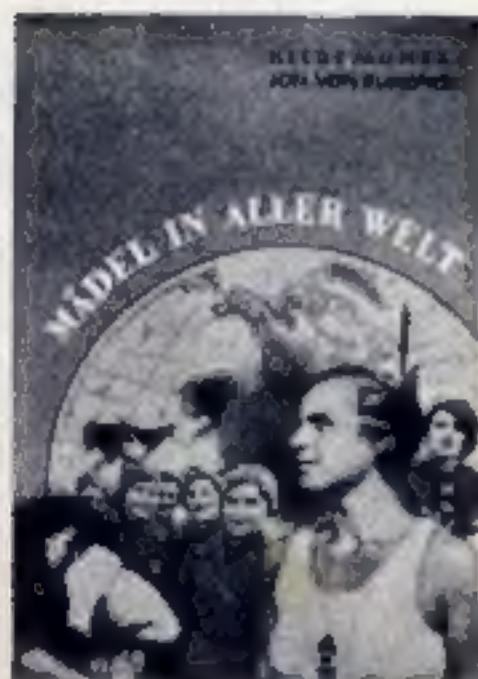
Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel

Seit 80 Jahren

Qualitätsinstrumente

für P.E.M.Z.
Schule zum Haus

A. Wunderlich
gegründet
Biebrich
(Wetzlar) 209
Prima Blockflöten



So urteilt die Presse über das kürzlich erschienene Werk

Mädel in aller Welt

von Hilde Munste und
Joh. v. Kunowitza

„Mal dieses Buch, das uns ein Mädel aus unseren Reihen geschenkt hat, müssen wir Mädel stolz sein. Es gibt uns einen gerechten und klaren Einblick in die Formen und Arten der Organisation und Bünde der Mädel in aller Welt. . . . Das Buch gehört vor allen Dingen in die Hände der Eltern und Lehrer und aller Mädel, die noch nicht in unseren Reihen stehen.“

„Die Nordmarkjugend“, Riel

„Keine noch so eingehende Darstellung könnte die einheitliche Zielestellung der deutschen Jugend mit solch zwingender Klarheit herausstellen, wie es in diesem Buch durch die Gegenüberstellung mit der Jugend anderer Länder möglich ist.“ „Niedersächsische Tageszeitung“, Hannover
„Eine außerordentliche Bereicherung erhält das Werk durch die vielen guten Lichtbilder, die das Gesagte anschaulich unterstreichen. Das Buch gehört in die Hand eines jeden deutschen Mädel.“ „Bremische Zeitung“, Bremen

Das Buch hat 144 Seiten Umlang, 77 Abbildungen auf 64 Tafeln und kostet in Ganzleinen gebunden mit farbigem Schutzumschlag RM. 2.85

6. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung / Richard Carl Schmidt & Co., Berlin W 62

